

Alfred Hitchcock Die drei ???

Die verschwundene Seglerin



Franckh-Kosmos

Die drei ???

Die verschwundene Seglerin

Was geschah mit Irma Bannister?

Von einem Segelausflug mit Freunden kehrte die beliebte Antiquitätenhändlerin nicht mehr zurück. Doch die Trauer der Hinterbliebenen hält sich in Grenzen.

Die drei Detektive aus Rocky Beach wittern einen brisanten Fall und nehmen die Fährte auf. Aber ihre Recherchen enden in der Sackgasse, die Betroffenen schweigen. Was ist tatsächlich passiert?

Alfred Hitchcock

Die drei ??? und die verschwundene Seglerin

erzählt von
Brigitte Johanna Henkel-Waidhofer

Franckh-Kosmos

Schutzumschlag von Aiga Rasch, Leinfelden-Echterdingen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Henkel-Waidhofer, Brigitte Johanna:

Die drei ??? und die verschwundene Seglerin / erzählt von Brigitte
Johanna Henkel-Waidhofer. Alfred Hitchcock. –

Stuttgart: Franckh-Kosmos, 1996

ISBN 3-440-07057-3

© 1996, Franckh-Kosmos Verlags-GmbH & Co. Stuttgart

Based on characters created by Robert Arthur. This work published by
arrangement with Random House, Inc.

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-440-07057-3

Printed in Czech Republic / Imprimé en République tchèque

Satz: Steffen Hahn GmbH, Kornwestheim

Herstellung: Těšínská Tiskárna, Český Těšín

Dachschaden im Hauptquartier

»Ein Pferd reitest du ja auch nicht, bis es tot umfällt.« Peter klopfte an die mattblaue Decke des Campingwagens, die sich an einer Stelle in ein undefinierbares Grau verfärbt hatte. Als er auf den gelben Eimer hinuntersah, in dem es unentwegt »plopp, plopp, plopp« machte, schüttelte er demonstrativ den Kopf.

»Ich reite überhaupt nicht«, knurrte Justus.

Peter führte seine Hand an die Nase und zog eine Grimasse. »Riecht nach Farbe. Kein Wunder. Löst sich alles auf. Ätzend.« Er seufzte, beugte sich über den kleinen Schreibtisch und pochte gegen die Wand. »Bestimmt auch schon morsch. Alles dem Untergang geweiht.« Er richtete sich auf und stemmte die Hände in die Hüften. Dann schenkte er dem Ersten Detektiv mit gerunzelter Stirn einen sehr besorgten Blick und wies mit einem schiefen Grinsen auf die schmale Liege. »Wenn du hier wieder einmal ahnungslos schlummerst, wird unser Hauptquartier über dir zusammenbrechen. Der Schrank – –«, Peter klopfte an das Holz, »– wird auf dich fallen, und seine Holzwürmer werden triumphierend über deine sterblichen Reste hinweg –«

»Hör schon auf!« Kelly, Peters Freundin, sah ihn scharf an. »Bisher habe ich gedacht, nur dieser Campingwagen hat einen Dachschaden.«

»So? Da kennst du Peter aber schlecht!« fauchte Justus.

Bob, der Dritte im Bunde der drei ???, wunderte sich über den Ausbruch ihres Anführers. Schließlich hatte Kelly seine, nicht Peters Partei ergriffen. Bob legte den Arm um seine Freundin Elizabeth, die dem Wortgefecht mit verschränkten Armen zuhörte. Ihrem angespannten Gesichtsausdruck war anzumerken, daß sie keinen besonderen Gefallen an der Streiterei fand. »Muß das denn sein?« flüsterte sie Bob ins Ohr. Aber der zuckte bloß mit den Schultern.

Justus funkelte den Zweiten Detektiv böse an. »Du kannst

dich auf den Kopf stellen und mit deinen Sprinterbeinen wackeln, bis du schwarz wirst. Ich werde Onkel Titus nicht fragen. Die paar Schäden im Dach werden beseitigt, verlaß dich drauf.«

»Von wem? Von dir etwa?« Peter dachte gar nicht daran, klein beizugeben. Klar, Justus war der Kopf ihres Detektivbüros. Jeder in Rocky Beach kannte sein Superhirn. In der Schule war er einfach unschlagbar, und mit seiner genialen Kombinationsgabe hatte er schon unzählige Fälle gelöst. Aber deswegen, dachte Peter und warf ihm einen grimmigen Blick zu, mußte Justus Jonas noch lange nicht glauben, daß immer nur das passierte, was er wollte.

»Dieses verrostete Gefährt stand doch schon jahrelang auf dem Schrottplatz, ehe wir es zu unserem Hauptquartier umfunktionierten!« rief Peter. »Es mußte alles ertragen: Hitze, Sonne, Regen, Sturm und Wolkenbruch. Und ein paar Mal sogar schon kalifornischen Pazifik-Schnee. Es ist sein verdammtes Recht, irgendwann einmal kaputtzugehen.«

»Irgendwann vielleicht«, gab Justus zurück. Sein Blick fiel nach unten. Neben dem gelben Eimer, in den pausenlos die Regentropfen durch die undichte Stelle in der Decke ihres Hauptquartiers fielen, berührten sich fast seine und Peters Zehenspitzen. »Aber eben nicht jetzt.«

»Und wann das ist, das bestimmst du, wie?« Peter reckte sein Kinn vor.

»Bist ein kluges Kerlchen.« Justus ließ seine Stimme herablassend klingen. Er plumpste in einen Sessel – und fand sich im nächsten Moment direkt neben dem gelben Eimer auf dem Boden wieder. Wie um Peters Behauptung von der weit vorangeschrittenen Verrottung ihres Büros zu unterstreichen, war ein Bein des Sessels mit splitterndem Krachen abgebrochen. Über sich sah Justus Peters freches Grinsen. Einige glucksende Geräusche zeigten, daß auch die anderen Mühe hatten, ernst zu bleiben. In Justus kroch die Wut hoch, und er biß die Zähne

zusammen, um nicht zu explodieren. Er rappelte sich auf. Für einen Augenblick trat Stille ein. »Ich bestimme hier, was gemacht wird!« fauchte der Erste Detektiv. »Falls ihr das nicht wollt, dürft ihr euch einen anderen Anführer suchen.«

Jetzt wurde es Bob zu bunt. »Verdammt noch mal!« brüllte er. »Du bist vielleicht unser Anführer, aber wir haben dich nicht zum Alleinherrscher ernannt! Spiel dich gefälligst nicht so auf!«

Einen Augenblick standen sich die beiden Freunde wie Kampfahne gegenüber.

»Spinnt ihr?« rief Elizabeth dazwischen und zerrte von hinten an Bob. »Wollt ihr euch etwa prügeln?«

»Und das alles nur, weil ihr verschiedener Meinung seid wegen eures Hauptquartiers?« unterstützte Kelly sie. »Ihr seid ja plemplem! Redet doch erst einmal vernünftig miteinander!«

»Da gibt es nichts zu reden«, beharrte Justus. »Ich habe meine Meinung gesagt und damit basta!« Er drehte sich um und ging zur Tür. »Ich wünsche den Herrschaften noch einen angenehmen Tag.« Schon stand er draußen im strömenden Regen, stieg die Stufen hinunter und knallte die Tür zu, so heftig er konnte. Die Wucht des Aufpralls ließ den Campingwagen bedenklich schaukeln.

Mit schweren Schritten stapfte er quer über den Hof zum Wohnhaus hinüber. Diese Idioten! dachte er. Manchmal kapiieren sie wirklich gar nichts. Dabei müßten sie mir nur vertrauen. Ich weiß schon, was ich tue. Er schüttelte den Kopf. Unglaublich, wie unvernünftig seine Freunde sein konnten! Er fühlte, wie sein Zorn langsam verebbte, und nahm sich fest vor, Peter und Bob morgen ganz sachlich und in aller Ruhe seinen Standpunkt auseinanderzusetzen.

Als er ins Haus trat, hörte er zuerst die dunkle Stimme von Onkel Titus. Aber schon nach wenigen Worten wurde sie übertönt von einer anderen Männerstimme, die sehr aufgeregt klang. Justus seufzte. Wahrscheinlich stritt sein Onkel Titus

Jonas, Inhaber des Gebrauchtwarencenters T. Jonas, mit einem Kunden. Er schickte einen ratlosen Blick zum wolkenverhangenen Himmel. Warum, dachte er, kann es auf dieser Erde nicht friedlicher zugehen? Leise schlüpfte Justus in den Flur.

»Ich Dummkopf!« rief jemand aus dem Eßzimmer. »Ich elender Trottel! Hätte ich nur auf meine Mutter gehört!« Justus staunte. Das war doch die Stimme eines Erwachsenen! »Sie hat mich vor Betrügern gewarnt.«

»Ich muß doch sehr bitten!« dröhnte der vertraute Baß von Onkel Titus dazwischen.

Der für Justus unsichtbare Gesprächspartner übergang das einfach. »Immer hat sie gesagt, daß ich zu gutmütig bin. Sie hat recht gehabt! Oh, wie recht hat sie gehabt!«

Justus schnitt eine Grimasse. Dieses Muttersöhnchen mußte er unbedingt aus der Nähe betrachten. Er ging durch den Flur, räusperte sich vernehmlich, als er das Eßzimmer erreichte, und blieb stehen.

Sein Onkel stand hinter einem der schweren Stühle am Eßtisch. Seine Hände krampften sich so fest um die Lehne, daß die Knöchel weiß hervortraten. Die Enden seines prächtigen schwarzen Schnurrbarts zitterten. Ein deutliches Anzeichen für seine Erregung. Ein paar Haarsträhnen hingen ihm in die Stirn. »Ich bin kein Betrüger«, sagte er nachdrücklich.

»Haben Sie schon mal einen Betrüger gesehen, der zugibt, daß er einer ist?« Dieser Satz von messerscharfer Logik kam vom Sofa. Auf der vordersten Kante hockte ein kleiner, schwächlicher Mann. Sein blondes, schulterlanges Haar war in der Mitte akkurat gescheitelt. In seinem Anzug mit blütenweißem Hemd und Krawatte wirkte er wie aus dem Ei gepellt.

Er stach mit dem Zeigefinger in die Luft, Richtung Onkel Titus.

Ehe Justus es verhindern konnte, gab sein gutmütiger Onkel zu, noch nie einem geständigen Betrüger begegnet zu sein. Der Erste Detektiv räusperte sich ein zweites Mal. Diesmal drehten

sich die Köpfe der beiden zu ihm herum.

»Hi«, sagte Justus und verschränkte die Arme vor der Brust, wie es berühmte Filmdetektive in solchen Situationen oft taten. »Irgendwelche Probleme?« Er fing einen mißbilligenden Blick seines Onkels auf.

»Das ist mein Neffe Justus«, stellte Onkel Titus vor, und Justus bemerkte, daß sich der schraubstockartige Griff seiner Hände um die Stuhllehne etwas lockerte. Offenbar war Onkel Titus heilfroh über die Verstärkung. »Und das ist Mr. Jefferson.«

Der Besucher auf dem Sofa schien für einige Augenblicke unentschlossen. Dann setzte er eine bekümmerte Miene auf und versuchte Justus auf seine Seite zu ziehen: »Man hat mich getäuscht! Ich bin hereingelegt worden! Ich habe über fünftausend Dollar verloren!«

Justus kniff die Augen zusammen. Er konnte es nicht leiden, wenn Leute gleich theatralisch wurden. »Ist Mr. Jefferson ein Kunde von dir?« fragte er kühl seinen Onkel.

»Ganz recht«, antwortete Mr. Jefferson hastig und stach mit seinem Zeigefinger in die Luft, diesmal in die Richtung von Justus. Sein Oberkörper wippte vor und zurück. »Ein Kunde. Ein guter Kunde sogar. Bis heute. Aber ich schwöre beim Leben meiner Mutter, daß ich das letzte Mal meinen Fuß auf das Gelände dieser Firma gesetzt habe.«

Justus sah seinen Onkel mitleidig an. Die Geschäfte mit Schrott und Gebrauchsgüter aller Art bis hin zu wertvollen Antiquitäten ging zwar keineswegs schlecht. Aber dafür mußte sich Titus Jonas tagaus tagein mit den unterschiedlichsten Leuten abgeben, darunter auch mit so manchem komischen Vogel. Zu dieser Sorte Mensch gehörte augenscheinlich auch Mr. Jefferson. Er ging in seiner Aufregung gerade dazu über, seine Haare derart zu zerwühlen, daß von seinem liebevoll gezogenen Mittelscheitel nichts mehr übrigblieb.

Der Erste Detektiv gestattete sich ein leichtes Grinsen,

woraufhin sich Onkel Titus noch mehr entspannte. Justus warf einen raschen Blick zu Mr. Jefferson. »Darf man erfahren, worum es geht?« fragte er wieder ganz sachlich.

Jefferson hüpfte in die Höhe und machte ein paar schnelle Schritte zum Eßtisch, so daß er jetzt Onkel Titus Auge in Auge gegenüberstand. Nur der Tisch trennte die beiden Kontrahenten. Mr. Jefferson war noch kleiner, als Justus ohnehin vermutet hatte. Dem eher untersetzten Onkel Titus reichte er nicht einmal bis zu den Schultern. »Ich sagte doch, ich bin kaltblütig hereingelegt worden«, schnarrte Mr. Jefferson. Er gab sich große Mühe, seine Stimme drohend klingen zu lassen.

»Und von wem?«

Einige Sekunden lang herrschte Stille im Eßzimmer der Familie Jonas, bei der Justus nun schon seit etlichen Jahren lebte. Mr. Jefferson umklammerte die Kante des Tisches, Onkel Titus hielt sich noch immer an der Stuhllehne fest. Das Schweigen dehnte sich aus. Plötzlich öffnete sich die Tür der Schwarzwalduhr, ein kleiner Vogel erschien und krächzte dreimal »Kuckuck!«, ehe er wieder in seinem Gehäuse verschwand. Justus mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht loszuprusten. Die beiden Kontrahenten allerdings waren derart in ihren Streit vertieft, daß sie davon gar nichts mitbekommen hatten.

»Von wem?« rief Mr. Jefferson, und wieder stach sein Zeigefinger in die Luft. Dabei kam er der Nase des Hausherrn bedenklich nahe, aber das sollte er wohl auch. »Von wem schon? Von ihm natürlich!«

Ein Erbstück bekommt einen Riß

Justus war empört. Aber Mr. Jefferson dachte gar nicht daran, seine ungeheuerliche Behauptung zurückzunehmen. Er stand auf den Zehenspitzen und beugte sich über den Tisch zu Onkel Titus. Dessen Kinnlade war ein Stück heruntergeklappt. Es sah aus, als wollte er etwas sagen, aber außer einem leisen Ächzen brachte er keinen Ton heraus.

»Sie haben keine Ahnung von meinem Onkel, Mister«, sagte Justus laut. »Sonst würden Sie nicht so dummes Zeug reden.«

Er lauschte seinen eigenen Worten nach und fand, sie hätten gar nicht übel geklungen.

Überrascht drehte sich der Besucher halb zu Justus um, der immer noch im Türrahmen stand.

»Ich bin Künstler, junger Mann«, sagte Jefferson wieder in diesem unangenehmen schnarrenden Tonfall. »Aber zugleich bin ich ein Mensch, für den ausschließlich Tatsachen zählen. Nackte, klare, kalte Fakten. Ist das klar? Und Tatsache ist, daß ich vor wenigen Wochen von diesem Herrn hier«, sein Zeigefinger schoß zu Onkel Titus hinüber, »ein wertvolles Stück erworben habe. Ein wertvolles Stück, betone ich, für fünftausenddreihundertdreißig Dollar. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Ein nettes Sümmchen, nicht wahr, junger Mann?« Mr. Jefferson legte eine kleine Kunstpause ein, offenbar um zu sehen, ob Justus sich von der Höhe dieses Betrags beeindrucken ließ.

Aber der Erste Detektiv zuckte bloß die Schultern. Im Gebrauchtwarengeschäft von Titus Jonas waren schon ganz andere Preise verhandelt worden. Justus verengte seine Augen zu schmalen Schlitzern und blähte die Nasenflügel. Jefferson sollte verstehen, daß er, Justus, ihn überhaupt nicht sympathisch fand.

»Fünftausendzweihundertdreißig Dollar«, verbesserte Onkel Titus mit matter Stimme und schluckte. Die Enden seines

Schnurrbarts bebten.

»Lenken Sie nicht ab!« bellte Jefferson, und Justus registrierte, daß hundert Dollar mehr oder weniger für ihn offenbar keine Rolle spielten. »Tatsache ist ferner, daß mir dieser Preis abverlangt wurde unter Vorlage eines Zertifikats.« Mit schnellem Blick taxierte Jefferson Justus von oben bis unten. »Ein Zertifikat, junger Mann, ist eine amtliche Bescheinigung über die Herkunft eines Kunstgegenstands.«

»Danke schön«, sagte Justus und verbeugte sich knapp. Er fühlte sich eins mit Onkel Titus, denn nun war auch er von Mr. Jefferson beleidigt worden. Unwillig schüttelte er den Kopf.

Mr. Jefferson ließ die Tischkante los, ging auf ihn zu und setzte seinen Vortrag lautstark fort. »Das Zertifikat für den wunderschönen Spiegel, welchen ich für diese Summe erworben habe, besagt, es handle sich um ein Stück aus Venedig. Sechzehntes Jahrhundert, junger Mann! Sechzehntes Jahrhundert! Ein einzigartiges Stück! Eben ein Einzelstück!«

Mr. Jefferson stemmte die Arme in die Hüften, und in diesem Augenblick fiel Justus ein, woran er die ganze Zeit unbewußt gedacht hatte: Natürlich, die Szene ähnelte der, die sich gerade zwischen ihm und seinen Freunden im Campingwagen abspielt hatte.

»Seien Sie froh, daß mein Onkel Ihnen zu einem so wertvollen Stück verhelfen konnte.« Er glaubte Mr. Jeffersons gekünstelte Sprechweise ganz gut getroffen zu haben.

Sein Gegenüber runzelte die Stirn. Die Augen blitzten. »Ich bin keineswegs froh«, versetzte Mr. Jefferson, und jetzt senkte er seine Stimme, als hätte er ein großes Unglück mitzuteilen.

»Denn vorgestern bin ich diesem prachtvollen Einzelstück noch einmal begegnet, in einer Galerie in Santa Monica!« Mr. Jefferson hielt kurz inne, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. Dann wurde er mit jedem Wort lauter. »Und diesmal war das gute Stück nicht aus dem sechzehnten Jahrhundert, sondern aus dem neunzehnten. Und es stammte auch nicht aus

Venedig, sondern aus Dallas, Texas!« Zum Schluß schrie er fast. Seine Hände zerrten an den schulterlangen Haaren, als wollte er sie sich ausreißen.

Justus unterdrückte ein Grinsen. »Dann war es also kein Unikat«, stellte er fest und sah Mr. Jefferson herausfordernd an. Er sollte ruhig wissen, daß er einen Experten vor sich hatte, dem die Kunstbegriffe so geläufig waren wie die Namen sämtlicher Baseball-Profis an der Pazifikküste.

Mr. Jefferson zog seinen tadellos sitzenden Krawattenknoten noch gerader. »In der Tat!« sagte er betont langsam. »Ich hätte auf meine Mutter hören sollen. Sonst wäre ich nicht das Opfer eines schändlichen Betrügers geworden.«

»Jetzt reicht's aber!« Hinter ihnen ertönte ein gräßliches Krachen. Der erschrockene Justus sah, wie die Faust seines Onkels ein zweites Mal auf die Tischplatte donnerte.

»Halt!« schrie er und machte unwillkürlich einen Schritt auf seinen Onkel zu, als könne er das Unglück noch aufhalten. Aber es war zu spät. Sekundenbruchteile nach dem Krachen ertönte ein Knirschen, und Onkel Titus, eben noch rot vor Zorn, erblaßte. Justus fing seinen ängstlichen Blick auf. Er schüttelte mißbilligend den Kopf, ging zum Tisch und schlug die weiße Damastdecke zurück. Durch das Dunkelbraun des schweren Holzes zog sich deutlich sichtbar ein millimeterbreiter Riß, über eine Länge von mehr als dreißig Zentimetern.

»Das wird Tante Mathilda aber gar nicht freuen«, stellte Justus fest. Ingeheim bewunderte er die Kraft, mit der Onkel Titus zugeschlagen hatte. Ich würde mir eher Arm und Handgelenk brechen oder die Schulter auskugeln, dachte er, bevor diese massive Tischplatte auch nur den kleinsten Kratzer bekäme. Onkel Titus ließ schuldbewußt die Schultern sinken. Aber dann richtete er sich wieder auf und wies jetzt seinerseits mit dem Finger auf Mr. Jefferson. »Er war es«, ächzte er. »Wenn er mich nicht so aufgereggt hätte mit seinen idiotischen Vorwürfen, dann –«

»Nun machen Sie aber mal halblang!« fauchte der Angesprochene. »Wenn Sie Ihre Wohnung demolieren und Ihre Möbel zu Kleinholz zerlegen, ist das doch Ihre Sache und nicht meine!«

»Sie haben mich beschuldigt, ein Betrüger zu sein!«

»Dabei bleibe ich!«

Die beiden Männer hatten sich während ihres Wortwechsels auf eine Entfernung von weniger als zwei Metern genähert. Justus fürchtete, sie könnten im nächsten Augenblick handgreiflich werden. Er warf sich dazwischen und drängte seinen Onkel mit dem Rücken zurück. Dabei sah er Mr. Jefferson böse an. »Was fällt Ihnen ein? Sie kommen hierher, beschuldigen meinen Onkel des Betrugs und lassen ihn nicht einmal erklären –«

»Ich sagte ja schon, da gibt es nichts zu erklären!« rief der ungebetene Besucher.

Jetzt platzte Justus der Kragen. »Das gibt es doch!« brüllte er. Das schien zu wirken. Mr. Jefferson machte einen etwas verblüfften Eindruck und schloß den Mund. Einige Augenblicke blieb er regungslos stehen, dann drehte er sich auf dem Absatz um und marschierte zurück zum Sofa. Justus atmete erleichtert auf und warf über die Schulter einen Blick zu Onkel Titus. Der wollte sich keuchend auf die Tischplatte stützen, zog aber noch rechtzeitig seine Hände zurück.

Justus sah auf die Uhr. Jeden Moment konnte Tante Mathilda vom Nachmittagsplausch mit ihrer besten Freundin nach Hause kommen. Vorsichtshalber legte er die Damastdecke über den Spalt in der Tischplatte und strich sie säuberlich glatt. Er warf einen kritischen Blick auf sein Werk. Es war nichts zu sehen. Wenn Tante Mathilda die Decke abnahm, würde das Unglück natürlich ans Licht kommen. Onkel Titus konnte sich auf eine Standpauke gefaßt machen, wie er sie schon lange nicht mehr gehört hatte. Schließlich war der Tisch ein altes Erbstück, das Tante Mathilda mit in die Ehe gebracht hatte. Aber jetzt gab es

Wichtigeres.

Er sah Mr. Jefferson so streng an, wie er konnte. »Ich schlage vor, daß Sie sich jetzt anhören, was mein Onkel zu der ganzen Sache zu sagen hat«, verkündete Justus.

Hinter ihm schnaufte Titus Jonas vernehmlich. Nach kurzem Zögern entschied er sich für den mächtigen Sessel in der Fensterecke, in dem er abends zu lesen und seine Pfeife zu rauchen pflegte. Justus zog einen Stuhl vom Eßtisch heran und setzte sich rittlings darauf, so daß er beide Männer gut im Blick hatte. »Ich schlage vor, du erzählst, wie du an den Spiegel und an das Zertifikat gekommen bist«, wandte sich der Erste Detektiv an seinen Onkel. Es wunderte ihn ein wenig, daß zwei Erwachsene Männer auf ihn angewiesen waren, um ihre Streitigkeiten beizulegen. Dabei war es doch so einfach, friedlich miteinander auszukommen. Man muß nur wollen, ging es Justus durch den Sinn, und das heißt vor allem, daß man miteinander spricht. Im selben Augenblick fiel ihm wieder seine Debatte mit Peter ein. Er wurde ein wenig rot und sah schnell zu den Männern hinüber, ob sie etwas gemerkt hatten. Aber die beiden waren viel zu sehr mit sich beschäftigt. Wenn sie nicht zu Boden starrten, dann streiften sie einander mit unfreundlichen Blicken.

»Es ist ganz einfach«, sagte Onkel Titus kurz. »Ich habe den Spiegel vor einigen Wochen ganz regulär gekauft.«

»Von wem?«

Titus Jonas runzelte die Stirn. Es gefiel ihm ganz und gar nicht, von seinem Neffen ins Kreuzverhör genommen zu werden.

»Von Irma.«

»Von Irma?« Justus' Kopf flog herum. »Ach du liebe Güte!« entfuhr es ihm.

»Könntest du etwas taktvoller sein?« knurrte Onkel Titus.

»Wer ist diese Irma, wenn ich fragen darf?« unterbrach Mr. Jefferson ungeduldig.

Onkel Titus seufzte und lehnte sich in seinem Sessel ein

wenig zurück. »War«, sagte er, »war. Leider.« Er schickte einen Blick hinauf zur Zimmerdecke. »Sie war eine gute alte Freundin von mir. Eine prachtvolle Kollegin.«

»Na schön«, bellte Mr. Jefferson unwirsch. »Und wo ist sie jetzt?«

Wieder runzelte Onkel Titus ärgerlich die Stirn. »Sie ist tot«, sagte er dann leise. »Leider.«

Onkel Titus sitzt in der Patsche

Justus hatte Irma nie kennengelernt. Aber er erinnerte sich an alles, was Onkel Titus je von ihr erzählt hatte. Deutlich stand ihm jener Abend vor Augen, als der zeitunglesende Onkel Titus plötzlich mit einem Schrei aus seinem Sessel hochgefahren war. Die ahnungslose Tante Mathilda hatte es sich heftig verbeten, künftig noch einmal derart erschreckt zu werden. Aber Onkel Titus war aufgeregt im Zimmer auf- und abgewandert und hatte schließlich die Meldung vorgelesen, daß die bekannte Kunsthändlerin Irma Bannister tödlich verunglückt sei: ertrunken im Pazifischen Ozean. »Bei einem Segelausflug«, hatte er erschüttert gemurmelt, »das paßt zu ihr.«: »Wie praktisch«, bellte Mr. Jefferson aus seiner Ecke. »Die Dame ist tot, und jetzt fällt Ihnen nichts Besseres ein, als ihr die Schuld in die Schuhe zu schieben!«

»Ich schiebe niemandem die Schuld in die Schuhe«, entgegnete Onkel Titus mit gepreßter Stimme. »Ich berichte einfach, was geschehen ist, sonst nichts.« Auf den Sessellehnen ballten sich seine Hände zu Fäusten.

»Entschuldigung!«

Zuerst glaubte Justus, er hätte sich verhört. Verblüfft starrte er Mr. Jefferson an.

»Ich hatte mir vorgenommen, Sie nicht zu unterbrechen«, fuhr Mr. Jefferson in seiner etwas gespreizten Redeweise fort.

Stumm stützte Justus seine Hände auf die Knie. Kenne sich einer bei diesem Burschen aus, dachte er, ich hätte meine fünf Lieblings-T-Shirts darauf verwettet, daß der sich nie im Leben für irgend etwas entschuldigen würde.

»Es ist so, wie ich Ihnen sagte«, nahm Onkel Titus den Faden wieder auf. »Ein paar Tage vorher hat sie mich angerufen und gefragt, ob ich Interesse hätte an einem wertvollen venezianischen Spiegel. Sie habe im Augenblick einfach zu viele alte Stücke, sagte sie. Von einigen wollte sie sich trennen, um Platz

zu schaffen für modernere Dinge.«

»Und dann?« fragte Justus zerstreut. Er war immer noch baß erstaunt über das Benehmen von Mr. Jefferson, der mittlerweile wieder dazu übergegangen war, auf der Sofakante mit seinem Oberkörper nach vorn und nach hinten zu wippen.

»Und dann bin ich zu ihr gefahren und habe ihn gekauft. Sie hat mir das Zertifikat in die Hand gedrückt, bevor ich auch nur danach zu fragen brauchte.« Onkel Titus zögerte kurz. »Sie können mir glauben oder auch nicht«, sagte er in die Stille hinein. »Aber für Irma Bannister –« Er räusperte sich. Justus sah, wie die Haut am Kinn seines Onkels grau wurde, wie immer, wenn er gerührt war. »– lege ich meine Hand ins Feuer«, fuhr Onkel Titus fort. »Eher geht die Sonne im Osten unter, als daß Irma Bannister vorsätzlich betrügt.« Onkel Titus stand auf. Offenbar hielt er die Unterredung für beendet.

Mr. Jefferson verstärkte sein Wippen noch. »Aber es steht fest, daß ich in der Galerie Winston in Santa Monica meinen wertvollen venezianischen Spiegel für fünftausenddreihundertdreißig Dollar bei den Auktionsstücken ein zweites Mal gesehen habe, diesmal handgefertigt in Dallas, Texas!« rief er. »Das gibt es doch nicht! Weiß der Himmel, wie Ihre Freundin Irma das angestellt hat, aber irgendwer hat betrogen. Entweder Sie selbst oder jemand anders!« Seine Hände fuhren durch die Haare. »Fest steht, daß ich das Opfer bin! Und das kann so nicht bleiben!«

Justus zog eine Grimasse. Es ist ihm lieber, dachte er, wenn ein anderer das Opfer ist. Justus' Blick fiel auf die großen dunklen Schweißflecken unter Mr. Jeffersons Achselhöhlen. Einen verarmten Eindruck machte ihr Besucher nicht gerade. Hatte er es wirklich nötig, sich wegen dieser fünftausend Dollar derart aufzuregen? Justus ertappte sich bei dem

Gedanken, daß Jefferson doch versuchen könnte, seinen Spiegel samt Zertifikat für zwei- oder dreitausend Dollar wieder loszuwerden. Er mußte dem Käufer ja nicht auf die Nase

binden, daß es in der Galerie Winston in Santa Monica einen texanischen Zwilling gab. Aber schon im nächsten Augenblick rief sich der Erste Detektiv wieder zur Ordnung. Das wäre nun tatsächlich Betrug gewesen.

Onkel Titus hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. »Ich weiß nicht, wie ich Ihnen helfen könnte«, sagte er.

»Aber ich weiß es«, gab Mr. Jefferson ungerührt zurück. »Sie werden nach Santa Monica fahren und sich in der Galerie Winston vom Vorhandensein dieses zweiten Spiegels überzeugen. Dann werden Sie mir meinen Spiegel für fünftausenddreihundertdreißig Dollar wieder abkaufen.« Abrupt beendete Mr. Jefferson das Spiel mit seinem Körper.

Justus hätte dem ohnehin nicht mehr länger zusehen können, ohne die Nerven zu verlieren. »Sollten Sie sich weigern, erhalten Sie in den nächsten Tagen wieder Besuch.« Jeffersons Stimme bekam erneut diesen schnarrenden Tonfall. »Aber dann nicht von mir, sondern von der Polizei.«

Er ging an Justus vorbei in den Flur und drehte sich an der Tür noch einmal zu ihnen um. »Meine Freunde wissen«, dabei betonte er jede Silbe, »daß es sich bei mir um eine äußerst humorvolle Persönlichkeit handelt. Indessen hört beim Geschäft, wie man so sagt, jegliche Gemütlichkeit auf. Guten Tag.«

Sie hörten seine Schritte im Flur und das Zuschlagen der Haustür. Kurz darauf brummte draußen auf dem Hof ein Motor. Justus fiel auf, daß er vor lauter Zorn auf Peter das Auto des Besuchers glatt übersehen hatte.

Onkel Titus schien seine Gedanken erraten zu haben. »Der Kerl fährt einen tollen Schlitten«, sagte er müde. »Als wäre er der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.«

Auf der Fahrt nach Santa Monica war Onkel Titus in bester Stimmung. Schwungvoll lenkte er seinen alten klapprigen Kleinlaster über die kurvige Küstenstraße. Ab und zu stimmte

er sogar ein Liedchen an, mußte aber schon nach ein paar Zeilen dazu übergehen, nur noch zu brummen. Texte zu behalten, damit hatte Onkel Titus schon immer erhebliche Schwierigkeiten gehabt.

Justus sah ihn von der Seite an. Natürlich wußte er, warum Onkel Titus so prächtiger Laune war. Beim Frühstück hatte Tante Mathilda ihre Tasse umgestoßen. Und obwohl Onkel Titus verzweifelt versucht hatte, sie davon abzulenken, hatte sie die kaffeetränkte Tischdecke sofort abgenommen. Der Riß im Holz war ihrem Adlerauge nicht entgangen, und sie hatte den Anblick mit einem spitzen Schrei quittiert. Aber ehe sie mit dem Verhör beginnen konnte, hatte Onkel Titus ein umfassendes Geständnis abgelegt. Und dann war etwas wirklich Unglaubliches passiert: Tante Mathilda hatte ihren Mann angesehen und dann kurz und bündig erklärt, so etwas könne schließlich jedem redlichen Menschen passieren, wenn er des Betrugs bezichtigt würde.

Mr. Winstons Galerie erwies sich als äußerst eindrucksvolle Sammlung von modernen Gemälden. Staunend wanderten Justus und sein Onkel durch die hellen Säle. Außer ihnen gab es nur wenige Besucher. An den Wänden hingen Dutzende von Werken zeitgenössischer Künstler und verwirrten zum Teil mit ihrer Farbenpracht, zum Teil mit kahlen Flächen, auf denen nur ein paar Linien oder Kleckse verteilt waren. Ein halbes Dutzend der kühnsten und in Justus' Augen beunruhigendsten Werke stammten aus dem Besitz von Irma Bannister. Justus nahm sich fest vor, mit Bob, der in diesen Fragen der unumstrittene Experte der drei ??? war, demnächst ein gründlicheres Gespräch über moderne Kunst zu führen. Er selbst konnte sich auf das, was er da sah, kaum einen Reim machen.

»Das ist er«, sagte Onkel Titus und blieb stehen. Er zeigte auf ein großes, dunkel schimmerndes Glas, das ziemlich unscheinbar gleich hinter einer Tür hing. Auf den ersten Blick gefiel Justus der reich verzierte Rahmen. Auf den zweiten

Blick fand er die vielen hölzernen Tiere und Bäume ziemlich kitschig. Daß der sonderbare Mr. Jefferson so viel Geld für den Doppelgänger ausgegeben hatte, paßte irgendwie zu ihm. »Das ist er«, wiederholte Onkel Titus. Justus sah ihm zu, wie er eine Lupe vors Auge hielt und sich über Spiegel und Rahmen beugte. »Der Kerl hat recht«, schnaufte er schließlich. »Ich kann keinen Unterschied erkennen. Sieht genauso aus wie mein Spiegel aus Venedig. Tolle Arbeit.« Ratlos schüttelte er den Kopf.

»Und woher weiß Mr. Jefferson, daß dieses Stück aus Dallas in Texas stammt?« fragte Justus. »Steht das vielleicht auf der Rückseite?«

Onkel Titus machte eine abwehrende Handbewegung. »Wenn ich ihn von der Wand abnehme und nachsehe, haben wir im nächsten Augenblick zwei Angestellte von Mr. Winston auf dem Hals. Ich nehme an, die Daten stehen in den Unterlagen.«

Die beiden marschierten zurück und erbat von der Dame an der Kasse einen Katalog. Auf Seite 89 fanden sie den Spiegel. »Dallas, Texas«, murmelte Onkel Titus. »Angefertigt im Jahre 1882.« Er seufzte. »Nicht zu glauben.«

»Und du wolltest für Irma Bannister die Hand ins Feuer legen«, sagte Justus. Es klang vorwurfsvoller, als es gemeint war.

»Das tue ich immer noch.« Onkel Titus wandte sich an die Dame hinter dem schmalen Tresen und hielt ihr den Katalog unter die Nase. »Gibt es ein Zertifikat für diesen Spiegel?«

Sie warf einen kurzen Blick hinein. »Aber selbstverständlich.«

Onkel Titus biß sich auf die Lippen und zog Justus in die nächste Ecke. »Ganze achthundertzwanzig Dollar kostet er«, murmelte er. »Jefferson hat recht. Hier ist Betrug im Spiel.«

»Aber doch nicht durch dich«, sprang Justus ihm bei.

»Natürlich nicht«, erwiderte Onkel Titus.

Mit einer Kopfbewegung forderte Justus seinen Onkel auf, ihm zu folgen. Als sie wieder vor dem texanischen Spiegel standen, zog er seine Minipocket aus der Tasche. Er warf einen Blick über die Schulter und wartete, bis der einzige Besucher, der sich gerade mit ihnen in diesem Raum aufhielt, um die Ecke gebogen war. Die Gelegenheit war günstig, denn auch der Aufpasser war gerade nach nebenan verschwunden.

»Fotografieren verboten«, flüsterte Onkel Titus und wies auf ein Schild, das weithin sichtbar in der Mitte des Raums von der Decke hing.

»Ich weiß«, erwiderte Justus ebenso leise. »Aber Ausnahmen müssen erlaubt sein.« In Windeseile drückte er sechsmal auf den Auslöser. »Für alle Fälle. Wer weiß, wozu wir die Aufnahmen noch brauchen können.«

»Und jetzt?« fragte Justus, als sie wieder draußen waren und die frische Brise vom Pazifik schnupperten.

»Komm mit«, sagte Onkel Titus nur. »Es sind zehn Minuten Fußmarsch.« Zuerst wollte Justus nach ihrem Ziel fragen, aber dann beschloß er, sich überraschen zu lassen.

Schweigend gingen sie nebeneinander her, bis sie mitten im lebhaften Zentrum von Santa Monica vor einem Gebäude standen, das gerade renoviert wurde und von oben bis unten eingerüstet war. Eine Bank, tippte Justus, als sie die marmorne Eingangshalle betraten.

»Würden Sie mich bitte bei Mr. Dimitrios anmelden?« bat Onkel Titus den Angestellten am Informationsschalter. Der fragte nach dem Namen, und fünf Minuten später saßen sie im Zimmer des Direktors.

»Freut mich, Sie mal wieder zu sehen«, sagte Mr. Dimitrios mit deutlich griechischem Akzent. Er war ein Hüne von Gestalt, was man sogar merkte, wenn er hinter seinem Schreibtisch thronte. Justus fand es lustig, wie der Bankdirektor ununterbrochen seine Brille auf- und wieder absetzte.

»Was kann ich für Sie tun?« fragte Mr. Dimitrios und zwick-

te sich ins linke Ohrläppchen.

»Ich habe keine Ahnung, ob Sie mir helfen können«, entgegnete Onkel Titus und atmete schwer. »Aber ich sitze in der Patsche.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen da herauszuhelfen«, entgegnete Mr. Dimitrios würdevoll. »Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht. Schließlich sind Sie einer unserer Stammkunden –«

»Das ist wahr«, warf Onkel Titus tapfer ein. »Wenn auch bestimmt nicht der größte, sondern eher einer von den kleinen.«

»Auf die Größe kommt es nicht immer an«, tröstete Mr. Dimitrios. »Lieber klein und solide als ... als ...« Er suchte nach dem passenden Wort.

»Mehr scheinen als sein«, rutschte es Justus heraus.

Mr. Dimitrios runzelte die Stirn und musterte den Ersten Detektiv erstaunt. »Ganz recht, junger Mann.« Dann wandte er sich wieder Onkel Titus zu. Während er sich hingebungsvoll ins linke Ohrläppchen kniff, lächelte er aufmunternd. »Ich kann Ihnen natürlich nur insoweit helfen, als es mit den Regeln unseres Geldinstituts vereinbar ist.«

»Natürlich.« Justus hatte den Eindruck, daß seinem Onkel das Herz in die Hosen rutschte. Aber dann riß sich Onkel Titus zusammen und erzählte mit allen Einzelheiten die Geschichte von Mr. Jefferson und den beiden Spiegeln, von denen es eigentlich nur einen hätte geben dürfen.

Als Onkel Titus fertig war, setzte Mr. Dimitrios gerade zum achtundzwanzigsten Mal seine Brille ab. Justus hatte mitgezählt. »Ich lege für Irma Bannister meine Hand ins Feuer«, wiederholte Onkel Titus. Die Enden seines schwarzen Schnurrbarts ragten steil in die Höhe und schienen leicht zu zittern.

»Und natürlich wissen Sie von Ihrer alten Freundin, daß sie unserem Geldinstitut die Ehre gab, ihre Konten bei uns zu

unterhalten«, vermutete Dimitrios.

»So ist es. Ich weiß auch, daß sie sich in allen finanziellen Angelegenheiten von Ihnen beraten ließ«, bestätigte Onkel Titus. »Sie hat sich immer nur sehr lobend über Sie geäußert, wenn Sie diese Bemerkung gestatten.«

Mr. Dimitrios beugte sich mit einem dankenden Kopfnicken nach vorn. »Das freut mich. Und nun möchten Sie von mir alles wissen, was ich zur Aufklärung dieser sonderbaren Sache beitragen kann, stimmt's?«

»Stimmt«, erwiderte Onkel Titus gottergeben.

Mr. Dimitrios lehnte sich zurück und schloß die Augen. Für kurze Zeit ließ er Brille und Ohrläppchen in Ruhe. Dann stand er mit einem Ruck auf. »Auch Mrs. Bannister hat über Sie, mein lieber Mr. Jonas, sehr vorteilhaft gedacht.« Er nahm die Brille ab, um sie sogleich wieder aufzusetzen. »Ich nehme an, es ist deshalb im Sinne der Verstorbenen, wenn ich Ihnen helfe, so gut ich kann.« Onkel Titus seufzte erleichtert.

Mr. Dimitrios drückte auf eine Sprechaste und bat um die Akte Irma Bannister. Er erzählte, noch ehe sie hereingebracht wurde, daß Irma in ihren letzten beiden Lebensjahren in erheblichen finanziellen Nöten gesteckt hatte.

Verwundert wackelte Onkel Titus mit dem Kopf. »Das wußte ich nicht«, bekannte er.

»Glaube ich Ihnen gern.« Mr. Dimitrios blätterte in Irmas Akte. »Und als sie bedauerlicherweise diesem Unfall zum Opfer fiel, da hatten sich derartige Schulden angehäuft, daß uns nichts anderes übrigblieb als eine Versteigerung, die nun in vier Tagen stattfinden wird.«

»Das bedeutet«, sagte Justus, »Mrs. Bannister hat schon zu Lebzeiten ihren Besitz an Kunstgegenständen und Antiquitäten Ihrer Bank vermacht.«

»Ganz recht, junger Mann«, sagte Mr. Dimitrios. »Als Sicherheiten für die Darlehen, die sie bei uns aufnehmen mußte.«

»Und jetzt lassen Sie die Sachen versteigern, um das Geld

auf diese Weise zurückzubekommen.«

»Sie haben es durchschaut«, lobte Mr. Dimitrios und zwickte sich heftig ins linke Ohrläppchen. »Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Neffen, Mr. Jonas. Ein aufgeweckter junger Mann.«

Onkel Titus schien vor Verlegenheit ein wenig rot zu werden. »Ich weiß«, sagte er. »In der Schule nennen sie ihn das Superhirn.«

Mr. Dimitrios murmelte etwas, was Justus nicht verstand, und nahm ein Blatt Papier aus der Mappe. Er kniff die Augen zusammen und überflog es mehrmals mit flinken Blicken von oben nach unten. »Hier habe ich«, sagte er langsam, »die sogenannte Inventarliste. Das heißt, auf ihr stehen alle Wertgegenstände, die sich vor ziemlich genau zwei Jahren in Irma Bannisters Besitz befanden.«

»Zu dem Zeitpunkt also, als ihre finanziellen Schwierigkeiten anfangen?« fragte Justus und spürte einen sanften Tritt von Onkel Titus an seinem Fußknöchel.

»Genau«, pflichtete Dimitrios ihm bei. »Und wissen Sie, was ich hier finde?«

»Einen Spiegel, handgefertigt in Dallas, Texas. Aus dem Jahr 1882. Schätzpreis –«, Justus hielt für eine Sekunde inne, »– circa siebenhundert Dollar.«

Mr. Dimitrios legte die Mappe auf seinen Schreibtisch. Mit der linken Hand nahm er die Brille ab, und mit der rechten kniff er sich ins linke Ohrläppchen. »Allmählich werden Sie mir unheimlich, junger Mann«, sagte er in seinem auffälligen griechischen Akzent, und Justus mußte zweimal kräftig schlucken, damit er ernst blieb. »Kann Ihr Neffe hellsehen?« wandte sich Dimitrios an Titus Jonas.

»Ich sagte doch, er hat ein Superhirn«, antwortete Onkel Titus so mürrisch, daß Mr. Dimitrios ihn erstaunt ansah. »Und ein anderer Spiegel wird nirgends erwähnt?«

»Nirgends«, stellte Mr. Dimitrios fest. »Mit keiner Silbe.« Über seine Brillengläser hinweg warf er Onkel Titus einen

prüfenden Blick zu. »Sie verstehen, daß ich Ihnen diese Unterlagen nicht selbst zur Einsicht —«

»Natürlich«, beeilte sich Onkel Titus zu versichern. »Sie haben mir ja schon sehr geholfen, und natürlich müssen Sie Discretion wahren.«

Mr. Dimitrios dankte für das Verständnis, und bald darauf standen die beiden auf der Straße. »Woher wußtest du, daß nur der texanische Spiegel aufgeführt war?« fragte Onkel Titus, und Justus antwortete wie aus der Pistole geschossen: »Gewußt habe ich wenig. Ich habe eben kombiniert.«

Ein tragischer Segelunfall

»Wir haben einen Fall«, sagte Justus.

Bob setzte eine mürrische Miene auf. »Und ich hab' keine Zeit«, maulte er. »Sax Sandler meint, er geht pleite, wenn ich in diesen Ferien nicht mindestens fünfmal pro Woche in seiner Musikagentur erscheine. Elizabeth hat gedroht, sich einen anderen Freund zu suchen, wenn ich nicht endlich den Tauchkurs für Fortgeschrittene und die längst versprochene große Fahrradtour bis hinunter nach Mexiko mit ihr mache. Mr. Clayton hat mir am letzten Schultag mitgeteilt, daß ich nächstes Jahr die größten Schwierigkeiten kriege, wenn ich in den Ferien nicht meine kraterähnlichen Wissenslücken in Physik, Chemie und Biologie auffülle.« Er seufzte. »Und Mr. Andrews senior hat eine massive Störung in der Vater-Sohn-Beziehung angekündigt, wenn ich ihm nicht im Garten helfe. Der sieht nämlich inzwischen mehr aus wie der Urwald am Amazonas. Sagt mein Vater.«

»Dein Pech«, erwiderte Justus und grinste. »Andererseits kannst du froh sein. Nicht jeder ist so unentbehrlich wie du.« Er stand auf und reckte sich. Gedankenverloren strich er über die dringend reparaturbedürftige Stelle an der Decke des Campingwagens. Seine Stimmung verschlechterte sich, als er an den Krach mit dem Zweiten Detektiv dachte. Eingerenkt hatte sich die Geschichte immer noch nicht. Seit 24 Stunden war der Kontakt zwischen ihnen abgebrochen. Er drehte sich zu Bob um und blickte ihn streng an. »Hast du eigentlich eine Ahnung, was dahintersteckt?«

»Wo hintersteckt?« kam die erstaunte Gegenfrage.

»Daß Peter plötzlich behauptet, unser Hauptquartier bricht zusammen.«

Bob zögerte. Ihm wäre es lieber gewesen, die beiden hätten ihren Streit unter sich ausgetragen.

»Oder hat Mr. Shaw vielleicht die Idee, das Detektivbüro

ganz aufzugeben?«

Bob runzelte entrüstet die Stirn. »So ein Blödsinn!« gab er zurück.

Einmal in Fahrt, wollte Justus sich nicht bremsen lassen. »Könnte doch sein«, beharrte er. »Vielleicht hat er genau so viel vor wie du. Oder womöglich noch mehr. Kelly beklagt sich andauernd, daß sie ihn kaum noch sieht. In Mathe war er zuletzt eine mittlere Katastrophe, und er selber jammert ununterbrochen über seine Trainingsrückstände, sowohl beim Tennis als auch in der Leichtathletik. Stimmt's etwa nicht?«

»Stimmt schon«, gab Bob unwillig zu, »aber –«

»Na also«, sagte Justus zufrieden.

»Du spinnst«, knurrte Bob. »Er will nicht aussteigen. Er hat nur deinen Kommandoton satt.«

Justus erstarrte. Unwillkürlich mußte er an das ›Plopp‹ der Wassertropfen an der Decke denken. »Hier spinnt doch nur einer«, zischte er. »Was für ein Kommandoton?«

»Na, zum Beispiel die Sache mit dem Campingwagen. Du beschließt kategorisch, das Dach allein zu reparieren, verschweigst aber, warum du Onkel Titus nicht um Hilfe bitten willst. Das ärgert Peter – und mich auch. Wir finden, so geht das nicht.«

Justus' Augen wurden schmal. »Interessant. Sehr interessant sogar.« Bob zog eine Grimasse. Es kam genau so, wie er es vorausgesehen hatte. »Da haben also einige Herrschaften schon sehr konkrete Vorstellungen entwickelt.«

Bob wußte, daß Justus nichts so sehr haßte, als wenn die beiden anderen etwas unternahmen, ohne ihn vorher gefragt oder wenigstens eingeweiht zu haben. Aber er wußte auch, daß der Erste Detektiv, der ja unbestritten ihr klügster Kopf und ihr Anführer mit dem großen Durchblick war, ziemlich stur sein konnte. »Schon wieder Blödsinn«, entgegnete er. »Peter wollte doch nur vorschlagen, mit deinem Onkel zu reden. Alles total unverbindlich!«

»Total unverbindlich!« echote Justus höhnisch. »Und ich sage total verbindlich, daß wir nicht mit ihm reden. Klar?«

Bob stöhnte. »Ein fürchterlicher Kerl bist du. Ein richtiger kleiner Diktator. Könntest dir ja wenigstens mal anhören, was wir –«

»Überflüssig«, fuhr Justus ihn an. »Reine Zeitverschwendung.«

Mit aller Macht versuchte Bob, sich zu beherrschen. »Und warum, wenn man fragen darf?«

Justus sah ihn scharf an. »Weil Onkel Titus erst kürzlich einen Artikel über einen Uniprofessor gelesen hat«, sagte er schließlich. »Der Professor wollte in seinem Büro ein wackliges Regalbrett festklemmen, stellte sich aber ziemlich ungeschickt dabei an. Er landete im Krankenhaus mit zahlreichen Quetschungen, einer ausgekugelten Schulter und einer Gehirnerschütterung. Onkel Titus hat sich über den Kopfmenschen, wie er ihn nannte, fast totgelacht. Er meinte, das wäre typisch: ein Intelligenzquotient von 180, aber zwei linke Hände. – Deshalb werde ich Onkel Titus auf keinen Fall von dem kaputten Dach erzählen.« Er ballte seine Rechte und boxte damit in die Innenfläche der linken Hand, daß es klatschte.

»Ach so ist das.« Bob grinste innerlich. Ihr Anführer war also nicht nur ein Dickkopf, sondern verfügte auch über ein ungehörliches Maß an Stolz.

»Ja, so ist das«, wiederholte Justus wütend. »Aber ihr habt leider nicht genug Phantasie, um selbst darauf zu kommen.« Er schwieg.

»Du meinst, wenn du Onkel Titus bei der Reparatur des Daches um Hilfe bittest –«

– dann würde ich ihn nur in seinem Vorurteil über Kopfmenschen bestätigen. Herzlichen Glückwunsch, du hast es erraten.« Justus ließ sich auf die Liege plumpsen, von der Peter prophezeit hatte, eines nachts würde er darauf von dem zusammenbrechenden Campingwagen erschlagen.

Eine Zeitlang sagte keiner der beiden etwas. Schließlich meinte Bob, das hätte Justus schon früher mal sagen können. Er und Peter seien schließlich keine Hellseher. Als Justus nicht reagierte, sagte er: »Und was ist das für ein Fall?«

»Ganz einfach«, erwiderte der Erste Detektiv. »Onkel Titus sitzt in der Patsche, und wir müssen ihm da heraushelfen.«

Beinahe wäre Bob die Frage herausgerutscht, ob Justus nicht im Gegenzug dafür um Unterstützung bei der Reparatur des Campingwagens bitten könnte. Aber gerade noch rechtzeitig gelang es ihm, sie wieder hinunterzuschlucken. »Aha«, sagte er nur. Er warf Justus einen prüfenden Blick zu, schlug die Beine übereinander und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Na schön. Ich höre.«

Als Justus mit seinem Bericht fertig war, hatte auch Bob die Überzeugung gewonnen, daß Titus Jonas mit dieser unangenehmen Geschichte nicht alleingelassen werden konnte. Aber einen letzten Versuch wagte er doch. Vorsichtshalber verpackte er ihn in ein dickes Kompliment. »Wie ich dich kenne, würdest du spielend allein mit diesem Fall fertig.«

»Weiß ich nicht«, wehrte Justus in ungewohnter Bescheidenheit ab. »Aber erstens habe ich Onkel Titus schon unsere Visitenkarte überreicht, und da stehen bekanntlich drei Namen drauf und nicht nur meiner. Zweitens würde er ganz schön sauer sein, wenn er mitkriegt, daß ihr beiden euch ausgerechnet dann heraushaltet, wenn es um ihn geht. Und drittens habe ich schon eine Idee. Als Irma Bannister ertrank, ist bestimmt in der ›Los Angeles Post‹ darüber berichtet worden. Du könntest deinen Vater in der Redaktion anrufen und ihn dazu bringen, uns den Artikel hierher zu faxen. Als Einstieg in unsere Ermittlungen.«

Bob blies die Backen auf und ließ die Luft mit einem ›Plopp‹ entweichen. Dann verdrehte er die Augen. Es hatte ja doch keinen Zweck. Wenn Justus sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, fand er immer Mittel und Wege, sein Ziel zu erreichen.

Also zog er das Telefon heran und begann zu wählen. »Weißt du den Tag, an dem sie ertrunken ist?«

»Natürlich«, erwiderte Justus, der sich vorher bei Onkel Titus erkundigt hatte. »Am 6. Juni.«

»Tag, Dad«, sagte Bob und stellte den Lautsprecher des Telefons so ein, daß Justus mithören konnte. »Ich habe eine Bitte.«

»Triffst sich prima«, kam die vergnügte Stimme von Mr. Andrews senior aus dem Lautsprecher. »Ich habe auch eine. Unser Garten, du weißt schon, das ist dieses Stück Erdball hinter unserem Haus, das aussieht –«

»Ich weiß, Dad«, unterbrach ihn Bob mit einem Seitenblick auf Justus. Wenigstens bekam der Erste Detektiv auf diese Weise mit, daß er nicht geschwindelt hatte. »Es sieht aus wie der Urwald am Amazonas.«

»Du sagst es, mein Sohn. Aber siehe, es naht Rettung. Vor meinem geistigen Auge sehe ich eine feierliche Zeremonie, bei der deine Mutter und ich dir nach wochenlangem Großeinsatz einen Orden als König der Unkraut-Killer um den Hals hängen und –«

»Ich freu' mich schon riesig drauf«, behauptete Bob grinzend. »Aber bevor ich so richtig loslegen kann, brauche ich unbedingt eine Information von dir. Und zwar müßte einer deiner Kollegen in der Ausgabe vom 7. Juni über eine gewisse Irma Bannister geschrieben haben. Sie ist im Pazifik ertrunken –«

»In einer Bucht südlich von Ventura!« rief der Erste Detektiv aus dem Hintergrund. »Hallo, Mr. Andrews, hier spricht Justus Jonas. Vielleicht hat Ihre Zeitung die Meldung auch erst am 8. Juni gebracht.«

»Tag, Justus«, erwiderte Mr. Andrews. »Ich sehe nach und rufe euch wieder an, wenn ich etwas gefunden habe. Und gib mir eure Fax-Nummer. Ich weiß schon, wer dafür in Frage kommt. Der Spezialist für diese Gegend ist mein Kollege Don Jordan. Eine Kreuzung aus Schlitzohr und Windhund, wenn ihr

wißt, was ich meine.«

»Na klar«, sagte Bob, gab seinem Vater die Fax-Nummer der drei ??? und legte auf. Schon nach fünf Minuten sprang das Faxgerät im Campingwagen an. Justus und Bob beugten sich über die Kopie eines Zeitungsartikels vom 8. Juni. Der Erste Detektiv las laut vor:

»Wieder schlug der nasse Tod zu

VENTURA. Ein tragischer Badeunfall im pazifischen Ozean hat erneut ein Menschenleben gefordert. Aus noch ungeklärter Ursache ertrank eine Frau aus Santa Monica in der Smeralda-Bucht südlich von Ventura. Nach Angaben der Polizei muß davon ausgegangen werden, daß die Frau von einem Segelboot aus zurück an Land schwimmen wollte und dabei von einem Schwächeanfall überrascht wurde.«

Justus kratzte sich kurz am Kopf. »Da wird zwar kein Name genannt, aber das dürfte sie sein. Der Ort stimmt, und aus Santa Monica stammte Irma Bannister auch.«

Bob deutete mit dem Zeigefinger auf die kurze Meldung. »Trotzdem nicht sehr ergiebig. Aber eines fällt natürlich sofort auf: Von der Leiche ist keine Rede.«

»Sehr richtig.« Justus klopfte Bob anerkennend auf den Rücken. »Wenn man sie gefunden hätte, wäre die Polizei nicht auf Vermutungen angewiesen.«

»Denn dann würde die Leiche obduziert, und die Ärzte könnten angeben, woran genau Irma Bannister gestorben ist.«

»Hmm.« Justus kreuzte die Arme vor der Brust. Kaum hatte der Fall angefangen, schon begann er kompliziert zu werden.

Es gehörte nun einmal zu den eisernen Regeln der Detektivarbeit der drei ???, daß zunächst einmal die Tatsachen rekonstruiert wurden, ehe die drei Jungen an die Ermittlungsarbeit gingen. Aber schon die vermeintlich schlichte Frage, wie Irma Bannister ums Leben gekommen war, drohte weitere Nachfor-

schungen nötig zu machen. Bob schienen dieselben Gedanken zu beschäftigen. Jedenfalls stöhnte er vernehmlich. »Also gut, ich helfe dir.« Er genehmigte sich ein schmales Lächeln und puffte Justus versöhnlich in die Seite. »Sieht ja doch so aus, als war's zu kompliziert für dich allein.

Ich rede mit Elizabeth, vielleicht verzeiht sie mir ein letztes Mal.«

»Wenn du ihr sagst, es geht um Onkel Titus«, antwortete Justus, »tut sie es bestimmt.«

Im selben Moment ruckte das Faxgerät wieder an. Justus zog das Blatt heraus und reichte es Bob. Es war eine Meldung vom 10. Juni.

Eine Kreuzung aus Windhund und Schlitzohr

»Polizei sucht Zeugen

VENTURA. Die Polizei von Ventura sucht Zeugen im Zusammenhang mit dem tragischen Unfall, dem am 6. Juni in der Smeralda-Bucht südlich von Ventura eine Frau aus Santa Monica zum Opfer fiel. Wie berichtet, nimmt die Polizei an, daß die 52jährige, deren Namen mit Irma Bannister angegeben wird, von einem Segelboot zurück an Land schwimmen wollte und dabei von einem Schwächeanfall überrascht worden ist. Die Besitzerin des Segelbootes, die vergeblich nach ihrer Rückkehr am Strand nach Mrs. Bannister gesucht hatte, alarmierte bei Einbruch der Dunkelheit die Küstenwache.

Die Suche von Rettungsschwimmern und Hubschrauberbesatzungen blieb erfolglos. Irma Bannister galt als gute Schwimmerin. Personen, die am 6. Juni zwischen 19 und 21 Uhr an der angegebenen Stelle eine rothaarige Schwimmerin dieses Alters beobachtet haben, werden gebeten, sich bei der Polizei zu melden. Bei dieser Gelegenheit weisen Küstenwache und Polizei erneut auf die Lebensgefahr beim Schwimmen in zu großer Entfernung vom Strand hin. In den ersten fünf Monaten dieses Jahres gab es im Großraum von Los Angeles bereits 23 tödliche Badeunfälle. Das sind vier mehr als zum selben Zeitpunkt des Vorjahres.«

Justus nahm Bob die Kopie aus der Hand. »Da hat dein Vater etwas an den Rand geschrieben. Kann ich aber nicht lesen.«

Bob kam plötzlich die Erkenntnis, von wem er seine krakelige Handschrift geerbt haben müsse. Schließlich konnte er die väterliche Botschaft doch entziffern. »Dies ist die zweite und letzte Meldung über I. B. in der L. A. P.«, buchstabierte er mühsam. »Hoffe, euch gedient zu haben. Im Urwald sehen wir uns wieder.«

»Ganz schön aufdringlich, dein alter Herr«, feixte Justus.

Bob überhörte das. »Also hat die Polizei wahrscheinlich den Fall zu den Akten gelegt«, sagte er.

»Und zwar, ohne Irmas Leiche gefunden zu haben«, stellte Justus fest.

»Ist ja auch kein Wunder«, dachte Bob laut nach. »Von einer bestimmten Entfernung zur Küste an gibt es bekanntlich einen Sog nach draußen. Wer da ertrinkt, dessen Körper wird nicht an den Strand geschwemmt, sondern –«

»Sinkt entweder auf den Meeresboden oder geht auf eine große Reise Richtung Japan«, ergänzte Justus und bekam von Bob eine Rüge wegen seines flapsigen Tons bei einem so traurigen Thema. Sie starrten auf die beiden Kopien, die das Faxgerät ausgespuckt hatte, und schwiegen eine Weile. Justus zupfte an seiner Lippe, wie gewöhnlich, wenn er sein berühmtes Superhirn in besonders schnelle Bewegung versetzte. »Warum hat die Polizei Zeugen gesucht?« fragte er schließlich und gab die Antwort gleich selbst. »Weil sie selbst offenbar noch einen gewissen Aufklärungsbedarf gesehen hat.«

»Und was schließen wir daraus?« wollte Bob wissen. Er spürte, wie die vertraute Neugier in ihm wach wurde.

»Daß wir uns ein wenig mit dieser Freundin unterhalten werden«, verkündete Justus und hielt Bob schon das Telefon hin. »Am besten, du rufst noch einmal deinen Vater an und läßt dir die Nummer von Don Jordan geben.«

Eine Minute später bekam Bob den Reporter an den Apparat. Um ihn nicht unnötig mißtrauisch zu machen, hatte er den Telefonlautsprecher abgestellt.

»Guten Tag, Mr. Jordan. Ich bin Bob Andrews. Mein Vater arbeitet in der Politikredaktion und hat mir Ihre Nummer gegeben. Ich soll Ihnen einen Gruß ausrichten.«

»Okay. Was kann ich für dich tun?«

»Im Juni ist eine Irma Bannister südlich von Ventura im Pazifik ertrunken. Sie haben darüber geschrieben und erwähnt, daß eine Freundin bei ihr war. Ich hätte gern gewußt, wie diese

Freundin heißt und wo sie wohnt.«

Einige Sekunden blieb es still in der Leitung. »Was willst du von der Frau?«

»Das ist eine furchtbar lange Geschichte. Ich könnte sie Ihnen erzählen, aber Sie würden sich ziemlich langweilen«, wich er aus.

»Wenn der Name dieser Freundin damals in meinem Artikel nicht erwähnt worden ist, dann darf ich ihn nachträglich auch nicht nennen. Du weißt doch: Datenschutz.«

»Ich weiß. Aber mein Vater meinte, Sie wären ein unheimlich netter Kollege und würden in diesem Fall ganz bestimmt eine Ausnahme machen.« Das war eine kleine Notlüge, denn wenn sein Vater Ausdrücke wie ›Schlitzohr‹ und ›Windhund‹ benutzte, dann zeugte das nicht gerade von großer Hochachtung für den Betroffenen.

Justus griff sich an die Kehle, was bedeuten sollte: Nur nicht locker lassen!

»Freut mich, daß dein Vater das über mich sagt. Aber Tatsache ist, daß ich verdammt wenig Zeit habe«, tönte es aus dem Hörer. »In einer halben Stunde muß ich mit einer Riesenstory fertig sein. Bis ich den Namen dieser Frau gefunden habe, kostet mich das mindestens zehn Minuten. Wenn ich die Unterlagen von damals überhaupt noch habe. Klar?«

»Klar. Ich weiß ja, wie es in der Zeitung zugeht.«

»Also, tut mir leid.«

Bob reagierte blitzschnell. »Okay«, sagte er, »ich lasse Sie in Ruhe.« Und ehe der Reporter noch etwas erwidern konnte, hatte Bob aufgelegt.

Justus sah ihn erwartungsvoll an. »Na?«

»Irgend etwas stimmt da nicht«, entgegnete Bob. »Zuerst war er ziemlich baff, daß ich nach dieser Frau frage. Und dann hat er plötzlich so einen hektischen Tonfall gekriegt und den Eiligen gemimt, der mächtig unter Zeitdruck steht.«

»Er hat dir den Namen also nicht gesagt«, stellte der Erste

Detektiv enttäuscht fest.

Bob tätschelte ihm beruhigend den Arm. »Noch nicht«, sagte er, »noch nicht.«

Am nächsten Vormittag statteten Justus und Bob der Lokalredaktion der ›Los Angeles Post‹ in Ventura einen überraschenden Besuch ab. Don Jordan erwies sich als unteretzter Dreißiger mit schwarzem Kraushaar und Spitzbart. Seine muskulösen Oberarme ließen Justus vermuten, daß Mr. Jordan ein ständiger Besucher von Fitneßstudios war. Das machte ihn dem Ersten Detektiv auf Anhieb unsympathisch. Hinzu kam die Tänzerin, die sich der Reporter auf einen Unterarm hatte tätowieren lassen. Solche Verzierungen auf der nackten Haut hatte Justus noch nie ausstehen können.

Der Reporter saß vor seinem Computer und starrte Löcher in die Luft, als die beiden Detektive die Redaktionsräume betraten und für ein paar Sekunden Gelegenheit hatten, ihn durch eine Glasscheibe hindurch zu beobachten. Besonders eilig schien er es nicht zu haben.

»Tag«, begann Bob. »Ich bin Bob Andrews. Das hier ist mein Freund Justus Jonas. Wir haben gestern telefoniert, und ich möchte noch einmal nach dem Namen dieser Frau –«

Don Jordan war hochgefahren und starrte die beiden jetzt so verblüfft an, daß Bob vergaß, seinen Satz zu Ende zu bringen. Justus bemerkte, daß das gebräunte Gesicht des Reporters sich dunkel verfärbte.

Nach ein paar Schrecksekunden schien sich Jordan zusammenzureißen. »Hi«, sagte er. Er ging zu einem Aktenschrank und holte eine Mappe heraus. »Ich habe gestern abend noch nachgesehen. Heute wollte ich dich anrufen.« Diesmal war es

Justus, der errötete. So erstaunt war er darüber, wie dreist der Reporter ihnen diese Lüge auftischte.

»Lu Kwan.« Jordan blätterte in seinen Unterlagen. »Wohnt in Santa Monica. Sieht aus, als wäre sie eine Chinesin.«

Sicherheitshalber ließ Bob sich den Namen buchstabieren und schrieb ihn auf. »Prima«, sagte er und streckte Mr. Jordan die Hand zum Abschied hin. »Das war's schon.« Der Griff des Reporters erinnerte ihn an einen Schraubstock. Justus mied den Händedruck. An der Tür zu Jordans Büro drehte er sich noch einmal um. »Ach«, sagte er, »wo Sie gerade Ihre Notizen über diesen traurigen Unfall dahaben – wissen Sie, ob die Polizei Zeugen gefunden hat?«

»Hat sie nicht«, erwiderte Jordan wie aus der Pistole geschossen. Erst dann fing er wieder an, in den Papieren zu blättern. »Nein, hat sie nicht.«

»Die Sache ist also zu den Akten gelegt, nicht wahr?«

Jordan nickte. »Kann man so sagen.«

Justus beschloß, eine Platzpatrone auszuprobieren. »Haben Sie Mrs. Bannister zufällig gekannt?«

Jordan schüttelte den Kopf. »Wie kommst du denn darauf?« hieß seine Gegenfrage, und dem Ersten Detektiv kam es so vor, als hätte sein linkes Augenlid dabei gezuckt.

»Hätte ja sein können«, meinte Bob lakonisch. »Also, auf Wiedersehen.«

Kaum waren sie außer Sichtweite, blieb Justus stehen. »Hast du sein linkes Auge gesehen?«

»Natürlich«, entgegnete Bob, »bin doch nicht blind.«

Während Justus sich auf einer Bank räkelt und in die warme Vormittagssonne blinzelt, marschierte Bob über die Straße zu einer Telefonzelle und kam kurz darauf mit Adresse und Telefonnummer von Mrs. Lu Kwan in Santa Monica zurück. Sie beschlossen, hinzufahren und auch ihr einen Überraschungsbesuch abzustatten.

Sie nahmen den nächsten Bus und wählten die Hochsitze über der Hinterachse, wo man es genießen konnte, ordentlich durchgeschüttelt zu werden. Als sie auf die Küstenstraße einbogen, bot sich ihnen ein atemberaubender Anblick. Die Sonne

stand gleißend über dem Meer, das sich wie ein endloser blaugrauer Teppich bis zum Horizont erstreckte. Keine Wolke stand am Himmel.

»Einfach irre«, sagte Bob andächtig. An seinem verträumten Blick erkannte Justus, daß der Freund kurz davor war, sich romantischen Empfindungen hinzugeben. Das mußte verhindert werden! Deshalb lenkte er das Gespräch auf den kürzlich geführten Streit. »Am Nachmittag werde ich Peter anrufen. Wir müssen das Kriegsbeil begraben«, sagte er, »so geht das nicht weiter.«

»Sehr richtig.« Bob schenkte ihm nur einen kurzen zerstreuten Blick, der in Justus den Verdacht wachrief, daß Bob geistig schon nicht mehr bei der erhabenen Schönheit der Landschaft war, sondern bei Elizabeth.

»So ein Krach über das Büro lohnt sich doch überhaupt nicht«, teilte Justus seine neueste Erkenntnis mit. Bob seufzte und brach widerwillig die angeregte Unterhaltung, die er im Geiste mit Elizabeth geführt hatte, ab. Und schon servierte der gesprächige Anführer der drei ??? das nächste Thema. »Welchen Eindruck hat dieser Mr. Jordan auf dich gemacht?«

»Kreuzung aus Windhund und Schlitzohr. Ich glaube, mein Vater hat ins Schwarze getroffen. Natürlich hat Jordan gelogen. Er hat Irma Bannister gekannt, da verwette ich –« Bob suchte nach einem eindrucksvollen Gegenstand.

»Nicht nötig, ich halte nicht dagegen«, unterbrach ihn Justus. »Der Kerl hat irgend etwas zu verbergen. Wir sollten herauskriegen, was.«

»Werden wir«, versprach Bob. Er war in Gedanken bereits wieder bei Elizabeth.

Röhrend kletterte der Bus einen steilen Hang hinauf. Von oben sah der Pazifik noch majestätischer aus, und als Justus in Bobs Augen erneut dieses versonnene Glitzern bemerkte, gab er auf.

Im Reich der Mitte

Als Bob einen kurzen Kontrollanruf bei Mrs. Lu Kwan tätigte, meldete sich eine helle Frauenstimme. »Entschuldigung, falsch verbunden«, murmelte er und verließ die Telefonzelle. »Sie ist zu Hause«, informierte er Justus. Um sie herum brandete das mittägliche Verkehrsgewühl in Santa Monica. Inzwischen stand die Sonne senkrecht über der kalifornischen Küste, und die eine Minute in der heißen Zelle hatte genügt, Bobs T-Shirt schweißnaß werden zu lassen.

Die Straße, in der Mrs. Lu Kwan wohnte, war laut Stadtplan kaum mehr als eine halbe Meile entfernt. Trotzdem hätte Justus sich wegen der brütenden Hitze am liebsten ein Taxi gegönnt. Aber natürlich kam ein solcher Luxus für die drei ??? nicht in Frage. Schnaufend nahm er sich vor, bald wieder etwas für seine Kondition zu tun. Die meisten der überflüssigen Pfunde, die ihn früher richtig pummelig gemacht hatten, war er mit Hilfe etlicher Diäten sowie guter Ratschläge seiner Freundin Lys mühsam losgeworden. Einige jedoch hatten ihren angestammten Platz um die Hüften herum behalten. Schon bei dem Gedanken daran, einmal um den Sportplatz ihrer High School zu traben, öffneten sich Justus' Poren wie Schleusentore. Mit dem Handrücken wischte er über die Stirn. Er haßte die stumpfsinnige Rennerei, wie er diese Betätigung besonders gern nannte, wenn Peter in der Nähe war. Schließlich mußte dem Sportas Nummer 1 in Rocky Beach und Umgebung ab und zu mitgeteilt werden, daß es geistig keineswegs besonders anspruchsvoll war, den eigenen Körper in möglichst kurzer Zeit von Punkt A nach Punkt B zu befördern.

Mrs. Lu Kwan bewohnte ein vierstöckiges graues Gebäude in einer ganz durchschnittlichen Wohngegend. Justus klingelte.

»Wer ist da?« fragte eine helle Stimme.

»Wir möchten Sie gern in einer privaten Angelegenheit sprechen, dürfen wir heraufkommen?«

Einige Sekunden vergingen. »Wer ist das – wir?«

»Mein Name ist Justus Jonas, und neben mir steht Bob Andrews.«

Sie hörten ein eigenartiges Kichern, dann tönte der Türsummer. Kurz darauf öffnete sich im vierten Stock eine Wohnungstür, und sie sahen sich einem asiatisch wirkenden Mädchen undefinierbaren Alters gegenüber. Justus tippte auf etwa zwölf Jahre. Sie war klein und zierlich, trug einen Mittelscheitel und einen bunt bedruckten Kimono. »Bitte«, sagte sie, ging mit trippelnden Schritten voraus und ließ wieder dieses Kichern hören.

Ihnen stieg ein süßlicher Geruch in die Nase. Durch einen dunklen, schmalen Gang folgten sie dem Mädchen in einen großen Raum. Unwillkürlich stieß Bob den Ersten Detektiv in die Seite. So etwas hatten sie bisher allenfalls im Kino gesehen: Überall, an Decken und Wänden, hingen Schlangen, Krokodile, feuerspeiende Drachen und anderes seltsames Geklügel, das auf den ersten Blick echt wirkte, ehe man erkannte, daß es sich um kunstvolle Schnitzereien handelte. Lampions und flackernde Kerzen verbreiteten ein fahles Licht. Grellbunte Fische zuckten durch ein riesiges Aquarium, und von irgendwoher ertönte eine fremdartige Musik.

Das ist kein Wohnzimmer, dachte Justus, das ist eine phantastische Höhle.

Sie bekamen einen Platz auf einem ausladenden Sofa angeboten. Unterdessen ließ sich das Mädchen ganz selbstverständlich im Schneidersitz auf dem Boden nieder. »Was führt euch hierher?« fragte es freundlich.

Verblüfft sahen sie sich an. Bob faßte sich als erster. »Eigentlich wollten wir mit Mrs. Lu Kwan sprechen.«

»Meine Mutter ist nicht da«, lautete die Antwort. »Aber ich helfe euch auch gerne.«

Verstohlen stieß Bob Justus mit der Fußspitze an. Aber nun waren sie schon einmal hier und konnten genauso gut weiter-

fragen. »Wir kommen aus New York«, flunkerte Bob, ohne lange zu überlegen. »Wir sind Neffen von Irma Bannister.«

»Irma Bannister?« echote das Mädchen, und ihre Augen weiteten sich ein wenig.

»Wir haben auf verschiedenen Umwegen gehört, daß deine Mutter dabei war, als unsere Tante ertrank«, übernahm Justus, obwohl er sofort ein mulmiges Gefühl im Bauch spürte. »Und jetzt hätten wir gern gewußt, wie das genau passiert ist.«

»Ich war auch dabei.« Die helle Stimme des Mädchens erinnerte Justus an das Gebimmel von Weihnachtsglocken. »Möchtet ihr etwas trinken?« Sie stand auf. »Vielleicht eine Tasse Tee?«

»Wenn es nicht zuviel Mühe macht«, entgegnete Justus schnell, bevor Bob abwehren konnte. Der Erste Detektiv hatte sogleich erkannt, daß Lu Kwans Tochter ein starkes Mitteilungsbedürfnis besaß. Und schon war ihre Gastgeberin in der angrenzenden Küche verschwunden.

»Es war schrecklich«, rief das Mädchen durch die offenstehende Tür. »Wir haben am Strand gesucht und gesucht und gesucht – und meine Mutter ist immer nervöser geworden und hat immer mehr Angst bekommen.« Sie hörten, wie sie Wasser in einen Kessel laufen ließ und geräuschvoll aufsetzte. Dann erschien sie wieder im Türrahmen. »Sie konnte sich nicht vorstellen, daß –« Das Mädchen schlug die Hände vor das Gesicht. »Ihr wißt ja bestimmt: Tante Irma war eine gute Schwimmerin.« Sie stockte einen Augenblick, verschwand wieder in der Küche, klapperte mit Geschirr und rief: »Ich habe nämlich auch Tante zu ihr gesagt.«

Justus zog eine Grimasse. So ganz wohl fühlte er sich nicht dabei, das Mädchen auszuhorchen. Wahrscheinlich war sie viel allein und froh über den unerwarteten Besuch. Bob blickte auch nicht besonders fröhlich drein. »Komm, wir gehen!« zischte er. Justus tippte an die Stirn und wies auf die Küche. Schließlich wurde gerade Tee für sie gekocht. Dann stand das

Mädchen plötzlich wieder vor ihnen. »Übrigens«, sagte sie, »von zwei Neffen in New York hat Tante Irma nie etwas erzählt.«

Bob war vollkommen verdattert. »Ähm —«, stotterte er, »— ähm.«

»Er meint, wir haben Tante Irma schon sehr lange nicht mehr gesehen«, versuchte Justus die Situation zu retten. »Tante Irma lebte eben hier in Kalifornien, und wir in New York. Und da hat es sich nicht ergeben.«

»Dann seid ihr bestimmt die Söhne von ihrer Schwester May.« Das Mädchen lächelte sie mit ihren wachen schwarzen Augen an. »Die hat Tante Irma ab und zu erwähnt.«

Justus wurde immer seltsamer zumute. Aber bevor er reagieren konnte, nickte Bob schon und murmelte: »Genau. Ihre Schwester May ist unsere Mutter.«

»Mit eurem Vater hat sich Tante Irma toll verstanden«, fuhr ihre Gastgeberin fort, und Justus spürte, wie ihm allmählich der Schweiß ausbrach. Er wandte sich zur Seite und wäre beinahe an die Schwinge einer Fledermaus-Nachbildung gestoßen, die gleich neben dem Sofa hing. Seufzend ließ er den Arm sinken. Seine Hand landete im weit aufgerissenen Rachen eines Porzellanlöwen. Und dieser schwere, süßliche Duft!

Bob fand es dringend an der Zeit, das Thema zu wechseln. »Habt ihr Tante Irma denn damals hinterhergesehen, als sie vom Boot wegschwamm?«

Das Mädchen nickte heftig mit dem Kopf. »Ungefähr drei Meilen vom Strand entfernt kommen ein paar Felsen aus dem Wasser. Bis dahin haben wir sie gesehen. Aber dann mußten wir uns um das Boot kümmern.«

»Aber dort hinzuschwimmen, das ist doch wegen der Strömung bestimmt verboten.«

»Verboten schon«, entgegnete Mrs. Lu Kwans Tochter. »Aber es ist nur eine winzige Badebucht, und eine Aufsicht gibt es da nicht. Außerdem konnte Tante Irma doch fabelhaft

schwimmen.«

»Seid ihr öfter zu dritt segeln gegangen?« erkundigte sich Justus.

»Zwei oder drei Mal jeden Sommer.« Ihre Gastgeberin warf ihre blauschwarz glänzenden Haare über die Schulter und ging in die Küche. Bob versuchte, sich mit wilden Gesten Justus verständlich zu machen, aber der Erste Detektiv wurde nicht schlau aus seinen Zeichen. Und ehe sie sich's versahen, schwebte das Mädchen schon wieder mit drei dampfenden Teetassen auf einem Tablett lautlos ins Wohnzimmer zurück.

Justus sprang auf und half ihr, die Tassen zu verteilen.

»Wie heißt du eigentlich?« wollte Bob wissen.

»Olivia.« Sie nippte an ihrem Tee und blickte sie über den Rand ihrer Tasse spöttisch an. Als wollte sie beobachten, dachte Justus, wie wir darauf reagieren, daß sie keinen chinesischen Namen trägt. Er setzte sein Pokerface auf. »Ihr habt euch ja schon vorgestellt«, sagte das Mädchen mit der Glöckchenstimme. »Ihr heißt Justus Jonas und Bob Andrews. Wer ist wer?«

»Ich bin Bob.« Bob lächelte sein Gegenüber an.

Justus hingegen schoß das Blut wie eine Fontäne in den Kopf. Sein Superhirn schaltete in Sekundenschnelle. »Der Tee ist ganz schön heiß«, sagte er, um zu erklären, wieso er so rot geworden war. »Das sind natürlich unsere Vornamen. Wir finden es zwar nicht besonders angenehm, mit zwei Vornamen herumzulaufen, aber wir haben uns längst daran gewöhnt.«

Bob neben ihm erstarrte, aber dann schien auch bei ihm der Groschen zu fallen. Unter dem Tisch schubste Bob den Ersten Detektiv unauffällig an.

Wenn das Mädchen den Schwindel durchschaut hatte, ließ es sich davon jedenfalls nichts anmerken. Sie schwiegen eine Weile und rührten in ihren Tassen. Justus schwitzte und biß verstohlen auf seine Unterlippe. Er wünschte sich weit fort.

»Als Tante Irma nach drei Stunden nicht zurück war, hat

meine Mutter die Küstenwache alarmiert«, fuhr Olivia fort. »Es war schon längst dunkel geworden, und die Männer in den Hubschraubern konnten nicht mehr viel sehen. Meine Mutter hat sehr geweint. Sie hat schon gehaut, daß Tante Irma nicht gefunden wird.«

»Und dann?« fragte Bob teilnahmsvoll.

»Am anderen Morgen kam die Polizei und hat gesagt, es ist keine Hoffnung mehr.«

»Wo ist deine Mutter jetzt?« setzte Bob das Verhör fort.

»Sie arbeitet in der Stadt. Verkauft Räucherstäbchen und Gewürze und –«

»Okay«, sagte Justus und sprang beinahe auf. »Wir bedanken uns sehr bei dir.«

Bob fand dagegen langsam Gefallen an der Unterhaltung.

»Hast du Tante Irma gemocht?« erkundigte er sich.

»Sehr.« Das Mädchen nickte. »Natürlich nicht so wie meine Mutter. Sie hat zwei Tage lang fast nur geweint.« Olivia nahm einen kräftigen Schluck Tee und sah Bob an, als überlegte sie, ob sie weiterreden sollte. »Am dritten Tag kam sie abends nach Hause und weinte wieder. Wir haben gegessen, sie hat wie jeden Tag die Zeitung und die Post mit ins Schlafzimmer genommen und hat sich eine Stunde hingelegt. Als sie zurückkam, hat sie nicht mehr geweint. Seitdem haben wir kaum noch von Tante Irma gesprochen.«

»Wir haben sie ja lange nicht mehr gesehen«, sagte Bob. »Habt ihr zufällig ein neueres Foto von ihr?«

»Bestimmt.« Olivia ging in einen Nebenraum und kam bald mit einem Fotoalbum zurück. »Vom letzten Jahr.« Die Bilder waren noch nicht eingeklebt. Sie zeigten Lu Kwan, ihre Tochter Olivia und Irma Bannister im Badeanzug. Lu Kwan war ebenso zierlich wie ihre Tochter, die beiden sahen sich sehr ähnlich. Irma Bannister erwies sich als ausgesprochen gut aussehende Frau in einem ausgefallenen Bikini und mit roten Haaren, die ihr weit über die Schulter herabfielen.

»Hat sich ziemlich verändert«, brummte Justus und trat Bob sachte auf den Fuß. »Ich erkenne sie kaum wieder.«

Bob schüttelte den Kopf. »Ich auch nicht. Ist ja auch kein Wunder. Ich glaub', ich war acht, als ich sie zuletzt gesehen habe.« Jetzt stellte Bob seinen Fuß auf den von Justus. »Aber diese roten Haare, die hat unsere Mutter ja auch.«

Fünf Minuten später, draußen in der brütenden Mittagshitze von Santa Monica, fingen die beiden eine Diskussion darüber an, wie weit Detektive es mit der Schwindelei treiben dürfen. Zu einem vernünftigen Ergebnis kamen sie nicht.

»Was denkst du, wie alt Olivia ist?« fragte Justus schließlich.

»Sechzehn«, antwortete Bob.

Justus war erschüttert. »Glaubst du wirklich?«

»Mindestens. Und faustdick hinter den Ohren hat sie es auch. Ob sie die Sache mit den Vornamen gemerkt hat?«

»Was sollte ich tun, nachdem du Justus Jonas und Bob Andrews zu Söhnen einer einzigen Mutter gemacht hast?«

Bob hob die Arme. »Tut mir leid. Hab' halt einen Moment nicht aufgepaßt.«

Peter schaltet sich ein

Besonders zerknirscht kam Bob dem Ersten Detektiv dabei allerdings nicht vor, wie er so mit den Händen in den Taschen Richtung Bus schlenderte. Ihm schien die Hitze überhaupt nichts auszumachen. Plötzlich blieb Justus stehen. »Ich schlage vor, daß wir mal zusammenfassen, was wir eigentlich haben in diesem Fall.«

»Fall?« Bob zog die Augenbrauen hoch. »Wieso bist du sicher, daß das überhaupt ein Fall ist?«

»Ich bin eben sicher.« Justus war unzufrieden mit sich, weil er selbst fand, daß das ziemlich matt geklungen hatte.

»Also schön.« Bob setzte sein unverschämtestes Grinsen auf. »Da gibt es zwei gleich aussehende Spiegel. Und dieser Mr. Jefferson will den Kaufpreis zurück. Alles klar?«

»Kann man nicht vernünftig mit dir reden?« fragte Justus.

Bob schaltete um auf ernsthafte Unterhaltung. Aber eine kleine Spitze wollte er noch loslassen. »Wenn dein Onkel zahlen würde, ginge davon die Welt auch nicht unter. Dann hat er den Spiegel wieder und kann ihn locker einem anderen andrehen.«

Empört wollte Justus schon hochfahren, als ihm einfiel, daß er selbst diesen Gedanken auch schon gehabt hatte. Aber ich habe ihn nicht ausgesprochen, dachte er. Trotzdem beschloß er, so zu tun, als hätte er Bobs letzte Worte nicht gehört. »Aber dieser Mr. Jefferson hat ihn angezeigt. Wegen Betrugs. Und da können wir ihn doch nicht im Stich lassen.«

»Also gut«, fuhr Bob fort, »es gibt ferner eine Ertrunkene.«

»Von der es allerdings keine Leiche gibt«, warf Justus ein und wich hastig einen Schritt von der Bordsteinkante zurück, denn ein riesiger Sattelschlepper wäre ihm um ein Haar über die Zehen gefahren.

»Na und?« Bob war bereits weitergegangen. »Was hätten wir davon, wenn ihre Leiche da wäre? Würdest du sie ins Leben

zurückholen?«

Justus zog den Freund am T-Shirt zurück und sah ihm eindringlich in die Augen. »Red keinen Blödsinn, Bob. Ich wundere mich eher, daß du noch nicht auf dieselbe Idee gekommen bist wie ich.«

»Was für eine Idee?« Bob versuchte sich loszumachen.

Justus tippte ihm an die Stirn. »Denk doch mal nach. Niemand weiß, ob Irma Bannister wirklich ertrunken ist. Vielleicht ist das Ganze nur ein großangelegter Schwindel. Vielleicht sollte es nur so aussehen, als wäre sie ertrunken. Und tatsächlich liegt sie jetzt irgendwo in der Sonne und genießt das Leben.«

»Wozu sollte das alles gut sein?« Bob runzelte die Stirn. Er ärgerte sich, daß Justus mal wieder mit einer tollen Theorie kam, auf die er nicht einmal im Traum verfallen wäre.

»Ganz einfach. Aus dem Gespräch mit dem Bankdirektor weiß ich, daß Irma Bannister Schulden hatte.«

»Du meinst –«

»Was macht man, wenn man Finanzprobleme hat und vor lauter Leuten nicht mehr aus und ein weiß, denen man Geld schuldet und die einem die Tür einrennen? Man geht auf Tauchstation, gewissermaßen. Man verschwindet, und zwar am besten so, daß die Gläubiger denken, es wäre für immer. Nur dann lassen sie einen in Ruhe, notgedrungen.«

Bob gestattete sich ein leichtes Grinsen. »Du redest, als hättest du selber schon so eine Flucht geplant.« Er stieß dem Freund in die Seite. »Dabei habe ich immer gedacht, du kommst einigermaßen hin mit deinem Taschengeld.«

Jetzt lachte Justus mit, wurde aber gleich wieder ernst. »Dann fängt man irgendwo ein neues Leben an. Am besten unter einem neuen Namen. Und womöglich fern von der alten Heimat, wo man ja dauernd jemandem in die Arme laufen könnte, der einen wiedererkennt.«

»Oder man macht eine Gesichtsoperation.« Bob fiel ein alter

Kriminalfilm ein, den er vor Jahren gesehen und nicht wieder vergessen hatte. Darin hatte sich Humphrey Bogart ein neues Gesicht machen lassen, allerdings nicht, um Gläubiger, sondern die Polizei abzuschütteln. Er dachte plötzlich an Inspektor Cotta, ihren Freund bei der Polizei von Rocky Beach. Die drei ??? schätzten ihn, weil er sie wie Kollegen behandelte. Gemeinsam konnten sie schon viele rätselhafte Fälle klären, oft waren ihm die drei Detektive aber um eine Nasenlänge voraus.

Daß Justus notfalls auch hellsehen konnte, war bekannt. Jedenfalls staunte Bob kein bißchen, als der Erste Detektiv auf einmal sagte: »Ich glaube, wir sollten Cotta anrufen. Schaden kann es auf keinen Fall.«

»Hab' ich mir auch schon überlegt«, murmelte Bob unglücklich, weil Justus ihm nun schon zum zweiten Mal zugekommen war.

»Immer schön locker bleiben«, rief Peter. »Und gleichmäßig atmen, nicht hecheln.«

»Schönen Dank für die guten Ratschläge«, keuchte Kelly. Mit kurzen Trippelschritten trabten die beiden nebeneinander einen Hügel hinauf. »Höchstens noch eine halbe Meile, dann hab' ich genug.«

»Joggen ist doch einfach das Größte«, behauptete Peter. Er hatte gut reden, schließlich war er der Top-Athlet von ganz Rocky Beach und entsprechend durchtrainiert. Seine Freundin Kelly war zwar auch schlank und sportlich, aber aufs Trimm-dich nicht so versessen wie er. Um so glücklicher war Peter gewesen, als sie seinem Drängen nachgegeben hatte. Nun rannten sie Seite an Seite durch den Wald, der sich südlich von Rocky Beach zwischen Bergen und Pazifik ausstreckte. Hinter einer Kurve kam ihnen ein anderer Hobbyläufer entgegen. Er hatte sich derart verausgabt, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte und schon einen leicht glasigen Blick hatte.

»Es gibt Schöneres«, schnaufte Kelly. Sie nickte mit dem Kopf zu dem Jogger hinüber, der jetzt stehengeblieben war und nach Atem rang.

»Aber nicht viel.« Für die letzten zwanzig Meter vor der Kuppe zog Peter das Tempo leicht an. Kurz vorher atmete er einmal tief durch und schloß die Augen. Er genoß die Anstrengung und die würzige Waldluft. Als er die Augen wieder öffnete, wäre er beinahe mit einem untersetzten Mann zusammengeprallt. Er trug einen Spazierstock in der Hand und hatte einen auffälligen schwarzen Schnurrbart, dessen Enden in die Höhe ragten.

Immer, wenn Peter Onkel Titus sah, mußte er an den spanischen Maler Salvador Dali denken, der mit Justus' Onkel zweifellos eine gewisse Ähnlichkeit besaß. »Tag, Mister Jonas«, rief Peter überrascht und wunderte sich, daß der wie angewurzelt stehenblieb und nicht reagierte. Sofort nahm der Zweite Detektiv die Kappe ab, die er tief in die Stirn gezogen hatte.

»Ah, Peter, du bist es«, sagte Mr. Jonas erfreut. »Lange nicht gesehen, wie?«

Kelly kam herangekeucht. »Hallo, Mr. Jonas«, sagte sie, stemmte die Arme in die Hüften und schüttelte ihre langen Beine aus. »Schön, Sie zu treffen.«

»Ganz meinerseits«, erwiderte Onkel Titus. »Sehr gesund, was ihr da macht. Laßt euch bitte nicht aufhalten. Ich möchte auf keinen Fall schuld sein, wenn ihr mit eurem Trainingsprogramm in Rückstand kommt.«

»Trainingsprogramm?« Kelly schüttelte den Kopf. »Gibt es nicht. Jedenfalls nicht für mich«, fügte sie mit einem Seitenblick auf Peter hinzu. »Wie gehen die Geschäfte auf dem Antiquitätenmarkt?«

Peter wurde klar, worauf Kelly hinaus wollte. Onkel Titus war ihr gerade recht gekommen, um der Plackerei ein Ende zu machen. Der Zweite Detektiv warf einen Blick auf die Uhr.

Nur vierzig statt der geplanten sechzig Minuten waren sie durch den Wald getrabt. Dann sah er, wie Kellys Blicke zu einer Bank wanderten, die nur zwanzig Schritte von ihnen entfernt stand. Er kapitulierte und forderte die beiden auf mitzukommen.

Onkel Titus schien tief in Gedanken versunken und antwortete nicht auf Kellys Frage. »Habt ihr schon angefangen zu ermitteln?« fragte er plötzlich.

Peter starrte ihn an. »Ermitteln? Was denn?«

Justus' Onkel wirkte überrascht, daß der Zweite Detektiv noch nicht informiert war. Dann erzählte er Peter und Kelly die Geschichte mit Mr. Jefferson und den beiden Spiegeln. Und daß sogar die Polizei schon bei ihm gewesen sei. »Weiß der Himmel«, schloß er, »was da für Scherereien auf mich zukommen.« Entrüstet rammte Mr. Jonas seinen Spazierstock in den Waldboden, und die Enden seines Schnurrbarts zitterten.

»Und Justus hat versprochen, daß sich die drei ??? um die Sache kümmern?« wollte Kelly wissen.

»Allerdings«, brummte Mr. Jonas. »Er hat mir sogar richtig feierlich die Visitenkarte überreicht.«

Peter kratzte sich hinter dem Ohr. Einerseits hatte er für die nächsten Tage ganz andere Pläne. Andererseits konnte er gegenüber Justus womöglich ein paar Punkte gutmachen, wenn es ihm gelänge, Licht in diese Vorgänge um Mrs. Bannisters Spiegel zu bringen. So schwierig hörte sich die Sache ja nicht an. »Hatte Mrs. Bannister Verwandte?« begann er aufs Geratewohl.

Justus' Onkel stützte sein Kinn auf den Knauf seines Spazierstocks und blinzelte in die Nachmittagssonne, die durch die Bäume hindurchschien und ihn in der Nase kitzelte. Bevor er antworten konnte, mußte er ein paar Mal kräftig niesen. Es war so laut, daß Peter sich ausmalte, wie die Tiere in der Nähe erschrocken Reißaus nahmen. »Nicht daß ich wüßte«, sagte Onkel Titus schließlich.

Kelly beugte sich vor. »Und welchen Reim machen Sie sich auf diese Geschichte?«

Mr. Jonas zuckte ratlos die Schultern. »Keine Ahnung. Ich würde Irma gerne fragen, aber leider ist sie tot.«

»Und Sie legen die Hand dafür ins Feuer, daß sie Sie nicht absichtlich hereinlegen wollte?« forschte Peter.

»So ist es«, brummte Onkel Titus. »Ach, da fällt mir etwas ein. Ich glaube, es gibt doch einen Verwandten. Einen Neffen. Lebt hier in der Nähe. In Ventura, wenn ich nicht irre. Sie hat zwei, drei Mal von ihm erzählt. Aber ich nehme an, er spielte keine große Rolle für sie. Ich glaube, sie mochte ihn nicht besonders.«

»Erinnern Sie sich an den Namen?«

Onkel Titus zog die Stirn kraus. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich glaube, er klang mexikanisch.«

»Mexikanisch?« fragte Kelly eifrig.

»Natürlich«, erwiderte Onkel Titus nach einigem Nachdenken, »es ist der Sohn einer Schwester von ihr. Die Schwester hatte einen Mexikaner geheiratet und ist dann wohl ziemlich früh gestorben.« Er schwieg. »Mehr weiß ich nicht, beim besten Willen«, sagte er schließlich. »Und außerdem: Ich fürchte, das alles hilft mir auch nicht weiter.«

Peter kniff die Augen zusammen. Ihm fiel nichts mehr ein, was er hätte fragen können, und so plauderten die drei noch über dieses und jenes, bis Mr. Jonas aufstand und meinte, es sei Zeit zu gehen. Er erwarte am Abend einen Stammkunden.

Beim Abschied erkundigte sich Peter nach dem Wohlergehen von Tante Mathilda. Etwas einsilbig erwiderte Mr. Jonas, er hoffe, es gehe ihr gut, sie sei für zwei Tage zu ihrer besten Freundin nach San Francisco gefahren. »Eigentlich bin ich strikt dagegen, daß sie dorthin fährt«, fügte er hinzu. »Schließlich kann es dort jederzeit ein gräßliches Erdbeben geben. Und deshalb sollte man sich von dieser Stadt möglichst fernhalten.« Peter lag die Frage auf der Zunge, wann Mr. Jonas zuletzt in

Frisco gewesen sei, wie die Kalifornier die Millionenmetropole im Süden nannten. Und außerdem war doch die ganze Pazifikküste erdbebengefährdet, nicht nur San Francisco. Aber er beschloß, seine Einwände für sich zu behalten.

»Übrigens, bei San Francisco fällt mir noch etwas ein«, fuhr Mr. Jonas plötzlich fort. »Der Name von diesem Neffen. Er heißt Santoria. Richtig, so heißt er: Raul Santoria.«

»Ich spüre da so ein Kribbeln im Bauch«, sagte Kelly, als sie wieder in Peters MG saßen.

»Was für ein Kribbeln?« Zerstreut legte der Zweite Detektiv den Sicherheitsgurt an. Auf dem Weg zum Parkplatz hatte er hin- und herüberlegt, ob Justus seinem Onkel von den Schäden am Campingwagen erzählt hatte.

Kelly spitzte die Lippen, als wollte sie pfeifen. »Detektivspielen. Ich hätte Lust, mal wieder mitzumachen bei euren Detektivspielchen.«

»Sind keine Spielchen«, knurrte Peter.

»Weiß ich doch.« Sie legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. »Wolltest du nicht schon lange eine Galerie von innen sehen? Du bist doch ein Kunstfan, oder täusche ich mich?«

Sie grinste ihn spitzbübisch an.

1:0 für Santoria

Eine gute halbe Stunde später stellte Peter seinen MG auf dem Parkplatz vor der Galerie in Santa Monica ab. Nach einigem Suchen fanden sie den Spiegel, auf den Onkel Titus' Beschreibung zutraf. Kelly fand, daß es ein ziemlich imposantes Stück war.

»Aber wahrscheinlich eine Fälschung«, sagte Peter. Außerdem konnte er sich eine ironische Bemerkung nicht verkneifen. »Ich habe das Gefühl, das ist ein Jahrhundertfall.«

»Und deshalb vermutlich eine Nummer zu groß für die drei ???«, ging seine Freundin auf den spöttischen Tonfall ein. »Ich schlage vor, wir rufen die Polizei an und lassen den ganzen Laden hier hochgehen. Alles wird beschlagnahmt, der Galeriebesitzer kommt erst einmal hinter Gitter –«

Peter lachte und meinte, das sei gegen die Spielregeln. »Du hast doch gehört, Mr. Jonas erwartet, daß wir diese kolossal geheimnisvolle Angelegenheit klären. Also, an die Arbeit.« Er zog Kelly durch die hohen Räume mit zum Eingang. »Sie haben doch sicherlich einen Katalog von den Objekten, die demnächst versteigert werden sollen, oder?« sagte er zu der Dame hinter dem Tresen.

»Selbstverständlich«, antwortete sie würdevoll und drückte Peter eine Broschüre in die Hand. »Wofür interessiert ihr euch denn?«

»Für den Spiegel in Saal III«, erwiderte Kelly eifrig. »Ein eindrucksvolles Stück.«

Peter bemerkte die Überraschung im Gesicht der Angestellten. »Sonderbar«, murmelte sie leise.

»Was ist daran sonderbar?«

»Ach, nichts.« Sie sah verwirrt zwischen Kelly und Peter hin und her. »Ihr findet ihn auf Seite 89. Ihr könnt den Katalog mitnehmen, wenn ihr wollt.« Und damit wandte sie sich wieder ihrer Arbeit zu.

»Tolles Gedächtnis«, murmelte Peter im Hinausgehen. »So ein überragendes Kunstobjekt ist dieser Spiegel ja nun wirklich nicht, Fälschung hin, Fälschung her. Und trotzdem weiß sie ganz genau, auf welcher Seite er beschrieben ist.« Er entdeckte eine Cafeteria, aus der alle möglichen verführerischen Düfte strömten. »Komm«, sagte er und hakte Kelly unter. »Zur Feier des Tages lade ich dich ein.«

Eigentlich hatte er erwartet, daß Kelly fragte, was es denn zu feiern gäbe. Aber Kelly war ganz in die Lektüre des Katalogs vertieft. »Tatsächlich«, sagte sie, »er ist aus Texas.«

»Wissen wir doch schon von Onkel Titus«, sagte Peter. Sein Blick fiel über die Schulter zurück in den Eingang der Galerie. Dort stand die Angestellte, hielt einen Katalog in der Hand und zeigte kopfschüttelnd auf eine bestimmte Stelle in der Broschüre. Über ihre Schulter beugte sich ein Mann mit auffallend schlankem Gesicht und langen schwarzen Haaren.

»Okay«, hörte er Kelly sagen, »wir trinken etwas, und dann laufen wir Station Nummer zwei an. Alles klar?«

»Sonnenklar.« Peter salutierte. »Zu Befehl.« Und dann nahm er sich vor, die nächste halbe Stunde nicht mehr an den komischen Spiegel und Justus' Onkel zu denken.

Sie hatten Glück: Irma Bannisters Neffe stand im Telefonbuch. Als sie eine halbe Stunde später bei ihm klingelten, war Mr. Santoria zwar nicht da, aber eine Nachbarin verriet ihnen, wo sie ihn um diese Zeit finden konnten: im Boxzentrum von Ventura. »Er ist da Trainer«, sagte die hagere Frau ehrfürchtig. Ihre Augen blitzten, als ob sie bei einem Weltmeisterschaftskampf direkt am Ring säße und entzückt verfolgte, wie zwei Muskelpakete einander in die Mangel nahmen.

Peter und Kelly fanden das Boxzentrum am Stadtrand von Ventura in einer ärmlichen Gegend. Dort gab es nichts außer Fabrikgebäuden, zwei heruntergekommenen Hotels und ein paar Kneipen, die nicht so aussahen, als würden die Gäste

ihnen die Türen einrennen. Der Zweite Detektiv parkte gleich am Eingang des Flachbaus, an dessen Fassade zwei überlebensgroße Boxer aus Pappmache prangten.

»Hast du eine Visitenkarte bei dir?« wollte Kelly wissen.

Peter nickte nur und ging voraus. Kelly schien ihren Tatenrang bereits zu bereuen. Sie musterte den schmutzigen Eingang und rümpfte die Nase. Der Zweite Detektiv griff nach ihrer Hand: »Komm schon. Man kann sich den Ort nicht aussuchen, wo Ermittlungen geführt werden müssen!«

Dann standen sie vor einer Art Theke. Dahinter thronte ein Mann, dessen Leibesfülle auf beiden Seiten über den Stuhl quoll. Offenbar war er so etwas wie ein Pförtner. »Wir möchten gern Mr. Santoria sprechen«, verkündete Peter.

Der Dicke blickte mißtrauisch zu ihnen hoch. »Geht jetzt nicht. Der trainiert.«

Kelly drängte sich an Peter vorbei. »Ist doch klar«, sagte sie schnell. »Eigentlich wollen wir uns auch nur das Training ansehen.«

»Verboten«, erwiderte der Dicke gleichmütig.

»Oh, bitte, bitte«, sagte Kelly. Dabei legte sie flehentlich die Hände zusammen. »Ich find' Boxen nämlich einfach himmlisch. Unheimlich super.«

»Ihr Bruder ist Boxer«, hörte Peter sich sagen. »Kalifornischer Jugendmeister. Fliegengewicht.«

Auf der Stirn des Dicken glänzten kleine Schweißperlen. Er schloß die Augen, öffnete sie wieder und ließ ein lautes Schnaufen vernehmen. Sein Daumen drehte sich in Richtung der Glastür, durch die dumpfe Geräusche nach draußen drangen. »Meinetwegen. Hab' euch nicht gesehen. Und ihr mich nicht.«

Peter ertappte sich dabei, wie er eine Art Diener machen wollte. Dabei mußte er über den Telegrammstil grinsen, in dem der Koloß sprach. Wahrscheinlich strengten ihn jede Bewegung und jedes Wort an. Mit ein paar Sätzen war Peter an der

Tür und stieß die milchig-grauen Flügel auf. Das erste, was er sah, waren ein Sandsack und davor ein schwarzer Hüne, der in einer unglaublichen Geschwindigkeit mit linken und rechten Haken darauf eindrosch. Der Schweiß lief ihm in Strömen übers Gesicht.

Es war ein faszinierender Anblick, von dem Peter sich nur mit Mühe losreißen konnte. Sein Blick wanderte zu einer Art Liege, auf der ein sommersprossiger Junge lag und mit Armen und Beinen Gewichte in die Höhe stemmte. Jedesmal, wenn die Kraftanstrengung am größten war, stöhnte er laut auf, als hätte er heftige Schmerzen. Gleich daneben übten zwei Bur-schen, nicht viel älter als Peter, Seilspringen. Riesige dunkle Schweißflecken zierten ihre Trikots.

Kelly zupfte Peter am Ärmel. »Da drüben, das ist er bestimmt.« Der Zweite Detektiv folgte ihrem Blick zu einem seilumspannten Viereck, in dem zwei Boxer gerade dabei waren, sich in einer Umarmung zu verklammern. Sie hätte herzlich aussehen können, wenn sie sich dabei nicht fortwäh-rend gegenseitig Schläge ins Genick versetzt hätten. Außerhalb der Seile ging ein Mann in Trainingshose und schmutzigem Unterhemd ständig hin und her. Er beobachtete die Kämpfer scharf und gab ununterbrochen lautstarke Kommentare und Anweisungen. Er trug eine Brille, hatte einen schwarzen Voll-bart und schien selbst nicht besonders sportlich zu sein, denn um seine Hüften herum lag ein unübersehbarer Speckring.

Niemand kümmerte sich um Peter und Kelly. Sie versuchten nicht aufzufallen und benahmen sich, als wären sie an Boxhal-len gewohnt. Gerade als sie anfangen sich zu langweilen, hatte auch der Trainer genug. Ein scharfes Kommando, und die beiden Kämpfer ließen voneinander ab. Erschöpft kletterten sie durch die Seile und ließen sich keuchend auf zwei klapprige Stühle plumpsen. Der Mann mit dem Vollbart schnappte seine Trainingsjacke und steuerte geradewegs auf den Ausgang zu.

»Vielleicht ist es besser, wenn ich anfang«, zischte Kelly,

fast ohne die Lippen zu bewegen. Peter nickte, und als der Mann fast auf ihrer Höhe war, trat Kelly ihm in den Weg. »Guten Tag«, sagte sie. »Können Sie uns helfen? Wir suchen Mr. Santoria.«

»Bin ich selbst«, erwiderte der Trainer. Offenbar hatte er es ziemlich eilig, denn er nahm sich nicht einmal die Zeit stehen-zubleiben. Also folgten ihm die beiden durch die Glastür nach draußen, wo der Dicke unverändert hinter seiner Theke hockte.

»Wie oft habe ich schon gesagt: Keine Besucher«, fauchte Santoria ihn an.

Der Dicke hob die Schultern. »Tut mir leid«, sagte er gleichgültig. »Müssen reingekommen sein, als ich nicht da war.«

»Es war niemand da«, pflichtete Kelly ihm wahrheitswidrig bei.

Mit langen Schritten ging Santoria durch den kahlen Eingangsflur, mit Peter und Kelly im Schlepptau. »Also, was wollt ihr? Aber macht's kurz, ich habe nicht viel Zeit.« Peter mußte aufpassen, daß er die Tür nicht ins Gesicht bekam, die Santoria einfach wieder hinter sich zufallen ließ. Draußen strebte Santoria mit unverminderter Geschwindigkeit dem Parkplatz zu und steuerte ein riesiges, grellrotes Auto an. Ein Buick, stellte der Zweite Detektiv mit Kennerblick fest, einer von diesen aufgedonnerten Benzinschluckern mit mächtigen Heckflossen, die aussehen wie Raketenantriebe. Paßt zu dem Kerl, dachte Peter.

Die beiden ließen sich nicht abschütteln. Santoria zückte die Wagenschlüssel und öffnete die Tür.

Kelly stand nun direkt hinter ihm. »Es geht um Ihre Tante.«

Nur für den Bruchteil einer Sekunde stutzte Santoria. »Hab' keine Tante«, gab er patzig zurück.

»Doch. Zumindest hatten Sie eine. Irma Bannister.« Peter beobachtete Santoria genau, um zu sehen, wie er reagierte.

Zunächst beugte sich der Mann ins Wageninnere, als wollte er etwas aus dem Handschuhfach nehmen. Als der Name Irma Bannister fiel, zuckte er zusammen. Er drehte sich zu Peter und

Kelly um.

»Irma Bannister?« Durch die Brille hindurch traf die beiden ein kalter Blick.

»Genau«, sagte Kelly.

»Die ist tot.« Santorias Stimme klang rau.

»Das wissen wir«, schaltete Peter sich ein. »Tut uns leid. Wir hätten da gern ein paar Fragen gestellt. Wir haben nämlich gehört, daß Sie der einzige Verwandte –«

»Na schön. Und was geht euch das an?«

Peter war auf diesen Augenblick vorbereitet. Er hatte sich entschlossen, mit offenen Karten zu spielen. »Wie Sie wissen, hat Ihre Tante mit Kunstgegenständen gehandelt. Nach ihrem Tod ist ein Objekt aufgetaucht, das es eigentlich gar nicht geben dürfte. Es sieht genauso aus wie ein anderes, das Ihre Tante als Einzelstück angeboten und verkauft hat.« Aus seiner Brusttasche angelte er eine ihrer Visitenkarten und drückte sie dem Trainer in die Hand.

Die drei Detektive	
???	
Wir übernehmen jeden Fall	
Erster Detektiv	Justus Jonas
Zweiter Detektiv	Peter Shaw
Recherchen und Archiv	Bob Andrews

Santoria warf einen unwilligen Blick auf die Karte. Peter sah, wie seine Backenmuskeln arbeiteten. »Und nun«, fuhr er fort, »gibt es einen Geschädigten. Der hat sich an uns gewandt, mit der Bitte, ihm zu helfen.«

Der Mund des Trainers wurde schmal wie ein Strich. »Das mag ja alles sein«, knurrte er. »Aber ich weiß nichts von den Geschäften meiner verstorbenen Tante. Ich habe mich niemals darum gekümmert. Wir hatten überhaupt sehr wenig Kontakt.

Ich wüßte nicht, wie ich euch helfen könnte. Tut mir leid, aber ihr müßt selbst sehen, wie ihr da zurechtkommt.« Wieder traten seine Kaumuskel hervor und spannten seine fahle Haut. »Wer von den dreien bist du?« wollte er schließlich wissen.

»Ich bin Peter Shaw. Und das ist meine Freundin Kelly.«

»Woher seid ihr?«

»Aus Rocky Beach.«

Santoria gab Peter die Visitenkarte zurück. »Wie gesagt, ich kann nichts für euch tun.« Er stieg ein und schlug die Tür zu, ehe die beiden etwas erwidern konnten. Dann gab er Gas, und bald darauf verschwand der Buick in einer Staubwolke.

Auf Leben und Tod

»Und jetzt?« Kelly sah Peter fragend an. »Was machen große Detektive jetzt?«

Peter zupfte an seiner Lippe, so wie Justus es gewöhnlich tat, wenn er seine kleinen grauen Zellen besonders schnell rotieren ließ. »Jetzt sind große Detektive erst einmal ziemlich zufrieden.«

»Weil sie wissen, daß da etwas faul ist.«

»Allerdings. Hast du es auch gemerkt?«

Kelly starrte der Staubwolke nach. »Natürlich. Erstens hat er gezuckt, als du den Namen seiner Tante ausgesprochen hast.«

»Muß noch nichts heißen«, wandte Peter ein. »Immerhin ist es noch nicht so lange her, daß sie gestorben ist. Könnte eine normale Reaktion sein.«

Kelly ließ sich nicht beirren. »Zweitens wollte er zuerst nur etwas aus dem Handschuhfach nehmen. Und dann, als ihm unsere Fragerei lästig wurde, ist er statt dessen weggefahren. Ich wette, der Kerl dreht einfach nur eine Runde und wartet darauf, daß wir abhauen. Und dann kommt er wieder zurück.«

»Dann wollen wir ihm den Gefallen tun.« Peter nickte und ging schon hinüber zu seinem MG. Kelly stieg ein, und der Zweite Detektiv rollte gemächlich ein paar hundert Meter die Straße hinunter. Sie passierten eines der beiden schäbigen Hotels, dann bog Peter hinter einer kleinen Mauer in die erste Nebenstraße ein. Es war eine schmale Sackgasse. Er wendete in einer Ausfahrt und parkte hinter einem dicken grauen Ford. Von hier aus konnten sie ungesehen die Zufahrtstraße zum Boxzentrum überblicken. »Wenn wir recht haben, zischt diese rote Rakete gleich wieder hier vorbei«, sagte er munter.

»Es gibt noch Drittens.« Kelly tippte auf Peters Brusttasche.

Der Zweite Detektiv runzelte die Stirn. »Drittens?« echote er verständnislos.

»Genau«, beharrte Kelly. »Rück noch mal eure Visitenkarte

raus.« Peter holte eine aus der Tasche und gab sie ihr. Sie warf einen Blick darauf und schüttelte den Kopf. »Nicht irgendeine. Sondern die, die du Mr. Santoria gegeben hast.«

Seufzend brachte Peter ein halbes Dutzend Visitenkarten zum Vorschein. Kelly nahm den flachen Stapel, drehte ihn herum und hielt Peter die oberste unter die Nase. »Diese hier war's«, sagte sie bestimmt.

»Ach, und woher willst du das wissen?«

»Schau sie dir ein bißchen genauer an«, entgegnete sie. »Als er sie dir zurückgegeben hat, hast du einige Sekunden die Karte an den Kanten zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten. Und da konnte man ganz genau dies hier sehen.« Sie wies auf einen schmutzig-grauen Fleck, der sich von der hellen Farbe des gestärkten Papiers deutlich abhob. »Wetten, daß auf der anderen Seite auch so ein Fleck ist?«

Verblüfft nahm Peter die Karte und drehte sie um. »Du hast recht«, stieß er hervor. Zwischen dem Namen ›Bob Andrews‹ und den Worten ›Recherchen und Archiv‹ prangte unübersehbar ein grauer Fleck.

»Der Kerl hat derart geschwitzt bei unserem kurzen Verhör –«, fing Kelly an.

»– daß ihm die Finger feucht geworden sind«, vollendete Peter staunend. Er starrte Kelly von der Seite an. »Ist ja unglaublich, was du alles siehst.«

»Meinem Adlerauge entgeht nichts«, antwortete sie trocken. Sie streckte die Hand aus zur Hauptstraße. »Zum Beispiel auch nicht, daß da gerade ein knallroter Buick an uns vorbeigerauscht ist.«

»Richtung Boxzentrum?« Peter schluckte.

»Na klar«, sagte Kelly, »wohin sonst?«

Der Zweite Detektiv wartete sicherheitshalber noch eine halbe Minute, dann startete er den MG und bog nach links in die Hauptstraße ein.

»Und was machen große Detektive jetzt?« Kelly wiederholte

ihre Frage und schenkte Peter einen etwas spöttischen Blick von der Seite.

»Ich bin schließlich nicht allein auf der Welt«, gab er zurück.
»Wie du weißt, sind wir zu dritt.«

»Ein unschlagbares Trio«, frotzelte Kelly.

Peter nickte nachdrücklich. »Sehr richtig. Und weil das so ist, fahren wir jetzt zum Campingwagen und halten mit den beiden anderen eine unserer berühmten Lagebesprechungen ab.«

»Justus und Bob werden platt sein, was wir schon alles herausbekommen haben«, sagte Kelly. »Das heißt, so viel ist es nun auch wieder nicht. Irma Bannister hat einen Neffen, der sich ziemlich komisch benimmt, wenn die Sprache auf seine ertrunkene Tante kommt.«

»Besser als nichts«, entgegnete Peter. »Vielleicht haben sie ja auch schon etwas herausgefunden. Am besten, wir fahren direkt ins Hauptquartier.«

»Laß uns den Weg durch die Berge nehmen«, bat Kelly. »So ersparen wir uns das Zentrum von Ventura und das Gedrängel entlang der Küste.«

Peter stimmte zu und verließ wenig später die stark befahrene Straße am Meer. Die Nachmittagssonne stand wie eine riesige weiße Scheibe hinter ihnen. Kelly drehte die Scheibe herunter, beugte den Kopf aus dem Fenster und ließ ihre Haare im Fahrtwind flattern. Wie ein dunkelgrüner Sperriegel erhoben sich vor ihnen über den ganzen Horizont hinweg die Wälder des Padres National Forest. Als die Steigung begann, wurde Peter von Kelly ermahnt, den Motor des MG etwas mehr zu schonen.

»Wie soll ich das tun?« fragte Peter.

»Langsamer fahren«, entgegnete Kelly. Peter bemerkte sofort, daß etwas nicht stimmte. Er riß den Kopf zu ihr herum.
»Was ist los?«

»Was soll los sein?« gab sie zurück. »Nichts.«

Peter fragte noch einmal vergeblich, aber dann gab er auf.

Wenn Kelly nichts sagen wollte, dann wollte sie eben nicht. Er überholte einen Lastwagen, der sich den Berg hinaufquälte und dabei eine gräßliche Dreckfahne ausstieß. Peter war verwundert, daß um diese Zeit so wenig Autos unterwegs waren. Er scherte wieder ein und glaubte ein leises Seufzen von Kelly zu hören. Aber noch einen Korb wollte er sich nicht holen. Also konzentrierte er sich auf das Fahren. Als sie auf der Höhe angekommen waren, taten sich ab und zu atemberaubende Schluchten auf. Drei Meilen hinter Oak View bog er links ab auf die Straße nach Montecita. Wenn die Bäume den Blick freigaben, konnten sie hin und wieder über die Küste hinweg zum Pazifik sehen. Verstohlen blickte Peter zu Kelly hinüber. Sie hatte das Fenster wieder hochgedreht und saß jetzt stumm und mit verschränkten Armen da.

Peter nahm noch einen Anlauf. »Denkst du vielleicht schon an die nächste Mathe-Arbeit?« Er wußte, daß Mathematik nicht gerade zu den Lieblingsfächern seiner Freundin gehörte. Diese Abneigung hatten sie gemeinsam. »Aber bis dahin sind es noch mindestens acht Wochen. Wir haben nämlich Ferien.«

»Ist mir auch schon aufgefallen«, erwiderte Kelly gedehnt.

»Na schön. Warum schaust du dann drein wie ein geprügelter Hund?«

»Fahr doch mal bitte langsamer«, wick Kelly aus.

»Noch langsamer?« fragte Peter ungläubig zurück. Die Tachonadel stand bei kaum vierzig Meilen. »Dann überholen uns gleich die Radfahrer.« Er grinste. »Wenn es welche gäbe, hier oben.«

»Bitte.« Kelly hörte sich nervös an. Seufzend schaltete Peter einen Gang zurück. Auf der kurvigen Höhenstraße näherte er sich ohnehin gerade einer Spitzkehre.

»Ist dir schlecht?« fragte er. »Kann von den vielen Kurven kommen.«

»Noch nicht.« Sie rutschte tiefer in ihren Sitz. »Aber vielleicht bald. Wir werden nämlich verfolgt.«

»Was werden wir?« platzte Peter heraus.

»Wir werden verfolgt. Die ganze Zeit schon. Ich bin hundertprozentig sicher.«

Der Zweite Detektiv warf einen Blick in den Rückspiegel. Sie hatte recht. Hinter der Kehre tauchte gerade ein blauer Chrysler auf. Ein paar Meilen vor Oak View hatte er ihn bemerkt, ohne ihm jedoch besondere Beachtung zu schenken. Er kniff die Augen zusammen. Der Wagen hielt sich konsequent hinter ihnen. Jeder andere hätte sie schon längst überholt. Peter überlegte fieberhaft. »Na und?« sagte er und spürte, wie ihm die Kehle trocken wurde. »Soll er doch hinter uns herfahren, wenn's ihm Spaß macht.«

Kelly war anderer Ansicht. »Mir ist der Wagen schon aufgefallen, als wir von der Küstenstraße abgebogen sind. Weiß auch nicht, warum. Ich weiß nur, daß er hinter uns her ist. Und das kann ich nicht leiden.«

In Peters Kopf überschlugen sich die Gedanken. Wer war der Fahrer und was hatte er vor? »Soll ich ihm mal zeigen, was eine Harke ist?«

»Versuch's«, stimmte sie widerstrebend zu. »Aber das neueste Modell ist dein Auto ja nicht gerade.«

»Fünfzehn Jahre hat er auf dem Buckel. Aber ich verfüge über die bessere Kurventechnik«, verkündete Peter. Er grinste wieder, hatte aber das Gefühl, daß eine Grimasse daraus wurde. Er wartete die nächste Spitzkehre ab, und in ihrem Scheitel drückte er so mächtig aufs Gas, daß der alte MG aufheulte und die Räder eine Fontäne kleiner Steine aufwirbelten.

Dann lag eine gerade Strecke von vierhundert Metern vor ihnen, bis die nächste Kurve kam. Er hoffte, sie zu erreichen, bevor der Chrysler wieder im Rückspiegel erschien. Aber daraus wurde nichts. Sie hatten kaum mehr als die Hälfte zurückgelegt, als sich ein blauer Wagen in den Spiegel schob.

»Der dreht auf«, sagte Kelly. Sie hielt ihren Blick fest auf den Seitenspiegel gerichtet.

Peter fiel ein, daß sie ihren Kopf nach draußen gebeugt hatte, um den Fahrtwind in ihren Haaren spielen zu lassen. Jetzt begriff er, daß sie in Wahrheit den Spiegel verstellt hatte, um die Straße hinter sich besser einsehen zu können. Sie wußte, daß er diesen Spiegel praktisch nie benutzte. Ganz schön clever, dachte er anerkennend. Er zog den Wagen nach links und drückte ihn mit quietschenden Reifen in die Rechtskurve. Kaum hundert Meter dahinter kam die nächste Serpentine. Peter spürte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg.

Kelly hustete. Ihre rechte Hand hielt den Türgriff umklammert, sie stemmte ihre Beine fest gegen die Fußmatte. Plötzlich lachte sie auf, und Peter warf ihr einen erstaunten Blick zu. »Und was machen große Detektive jetzt?« fragte sie zum dritten Mal an diesem Tag.

»Noch ein bißchen schneller fahren und sehen, was passiert«, antwortete er. »Fällt dir was anderes ein?«

»Wer kann das denn sein?« fragte Kelly atemlos.

Der MG preschte eine Anhöhe hinunter. Dahinter folgte eine Biegung, und Peter wäre um ein Haar auf einen gemächlich dahintuckernden Lastwagen aufgefahren. »Achtung!« schrie Kelly. Peter stieg auf die Bremse, daß der MG beinahe aus der Spur ausgebrochen wäre. An dieser Stelle war die Straße zu eng, um zu überholen. Es vergingen kaum zehn Sekunden, da war der Chrysler wieder hinter ihnen.

»Kannst du den Fahrer sehen?« fragte Peter.

»Leider nicht. Der Kerl hält gerade soviel Abstand, daß man von ihm fast nichts erkennt. Ich glaube, er hat eine Sonnenbrille auf.«

»Dreh dich ruhig zu ihm um«, sagte Peter. »Er hat ohnehin gemerkt, daß wir ihn abschütteln wollen.«

Kelly zögerte einen Augenblick, dann löste sie den Gurt und setzte sich rittlings auf den Beifahrersitz. Zwischen den Rückenlehnen hindurch spähte sie nach hinten. Aus dem Handschuhfach angelte Peter ein kleines Fernglas und drückte es ihr

in die Hand. Bevor sie es an die Augen setzen konnte, verbreiterte sich die Straße. In derselben Sekunde riß Peter den Schaltknüppel in den zweiten Gang, und sie schossen an dem Lastwagen vorbei. Dem Fahrer schien das Manöver mißfallen zu haben, denn er schickte ihnen ein wütendes Hupen nach.

»Wenn du dem Kerl so schnell davonfährst, kann ich ihn nicht sehen«, flachste Kelly. Peter war froh, daß ihre Nervosität verflogen zu sein schien. »Aber er ist sowieso schon wieder da.«

»Und?«

»Riesige Sonnenbrille. Baseballmütze. Der Kerl ist praktisch maskiert.«

»Santoria?« stieß Peter hervor und jagte den MG die nächste Steigung hinauf. Flüchtig nahm er die Schlucht wahr, die sich wie ein Krater links von der Straße auftat.

»Keine Ahnung. Er ist wirklich nicht zu erkennen.«

Peter antwortete nicht. Sein Blick war auf den Temperaturanzeiger gefallen. Wenn der richtigging, dann näherten sich die Hitzegrade im Motor des MG allmählich der kritischen Zone. Was kein Wunder war, denn mittlerweile fegte der MG schon fast eine Viertelstunde mit rund sechzig Meilen pro Stunde bergauf und bergab durch den Padres National Forest. Aber der blaue Chrysler saß ihnen unverändert dicht im Nacken, mit einem gleichbleibenden Abstand von kaum hundert Metern.

»Wenn man wüßte, was der Kerl im Schilde führt«, stöhnte Kelly. »Vielleicht will er uns bloß Angst einjagen.«

»Glaube ich nicht. Ich fürchte, den hat jemand geschickt«, fauchte Peter. Er schaltete vom zweiten in den dritten Gang und drückte wieder aufs Gas. Auf der rechten Straßenseite traten die Bäume zurück und machten einer abfallenden Wiese Platz, die plötzlich schroff abbrach. Peter schwindelte es, als er in der nächsten Kurve in die tiefe Schlucht hinunterblickte. Bis zum Talboden mochte es gut und gern eine halbe Meile sein. Auf der linken Seite wurde die Straße von einer steilen Fels-

wand begrenzt. Der Zweite Detektiv fühlte den klebrig-kalten Schweiß an seinen Händen.

»Er kommt!« schrie Kelly. »Er kommt!« Sie wies mit dem Finger auf den Seitenspiegel. Peter sah hinüber und hätte beinahe zu spät auf eine langgezogene Rechtskurve reagiert. Der MG war schon halb auf der anderen Straßenseite, als Peter das Steuer herumriß. Im Innenspiegel sah er den blauen Chrysler. Er war aufgerückt und kam immer näher. Jetzt war bereits deutlich die schwarze Sonnenbrille des Fahrers zu erkennen.

»Verdammtter Mist! Was soll das denn?« rief Kelly. Aus den Augenwinkeln bekam Peter mit, wie sie durch ihr Seitenfenster hinunter in den Abgrund starrte. Aber dann bewies sie ihre Kaltblütigkeit: Sie drehte sich nach vorn um und legte den Sicherheitsgurt an. Der Chrysler lag nur noch zwanzig Meter zurück. Verzweifelt preßte der Zweite Detektiv das Gaspedal in das Bodenblech, aber das Fahrzeug hinter ihm hielt spielend mit. Der Abstand wurde sogar noch geringer. Er will uns aufspießen, schoß es Peter durch den Kopf. Er fühlte sein Herz rasen. Ein Entrinnen gab es nicht. Zur Rechten erstreckte sich noch immer die endlose Schlucht, und links wirkte die Felswand wie eine Gefängnismauer. Peter schluckte, als er sah, daß der Temperaturanzeiger mitten im roten Bereich stand. Noch ein paar Meilen, dann fliegt uns der Motor um die Ohren!

»Der ist verrückt!« schrie Kelly. »Der ist wahnsinnig! Er rammt uns!«

Einen Wimpernschlag später spürte Peter einen Ruck und dann gleich noch einen. Das ist das Ende, dachte er, beim nächsten Mal kommen wir ins Schleudern, und in ein paar Tagen findet man das, was von uns übriggeblieben ist, dort unten in der Schlucht wieder. Das blaue Fahrzeug hinter ihm füllte den ganzen Innenspiegel aus. Die Scheinwerfer sahen aus wie die Augen einer riesigen Bestie, die sich anschickte, den MG zu verschlingen.

Dann fiel ihr Verfolger plötzlich zurück. Du mußt die Nerven

behalten, feuerte Peter sich stumm an. Daß ihm auf der sonst fast leeren Straße dicht hintereinander zwei Autos entgegenkamen, registrierte nur noch sein Unterbewußtsein. Auch Kellys heftiges Atmen hörte er nicht mehr. Seine Hände krampften sich um das Steuer, und seine Augen flogen zwischen Straße und Spiegel hin und her.

»Er kommt wieder!« Kelly flüsterte nur noch.

Peter biß die Zähne zusammen. Wie durch einen Nebel hindurch bemerkte er, daß die Felswand flacher wurde. Statt der nackten Vorsprünge, die schwarz und kantig fast bis in die Fahrbahn hinein ragten, gab es jetzt immer mehr bemoosten Stein. Bis zur nächsten Linkskurve waren es noch hundert Meter. Wenn er uns im Scheitel dieser Kurve erwischt, ist es aus, durchzuckte es Peter. Er sah in den Rückspiegel: Der Chrysler hielt Abstand. Und da war auch schon die Biegung.

Der Kerl mit der Sonnenbrille malt sich unsere Angst aus und genießt es, dachte Peter, als er sah, daß der Chrysler dicht hinter ihnen fuhr, aber nicht näher kam. Peter hielt den Atem an. Die Felswand links war jetzt in eine sanft abfallende Lichtung übergegangen, an der sie in rasender Fahrt vorüberpreschten. In einiger Entfernung folgte wieder ein Waldstück.

Aber da! Vor der ersten Baumreihe –!

»Festhalten!« stieß er hervor. Kelly schien sofort zu begreifen, was er vorhatte, denn sie sagte nur »Okay« und packte mit beiden Händen den Türgriff. Peter ging etwas vom Gas. Ein rascher Blick nach hinten zeigte, daß der andere aufrückte.

Ruhig Blut, dachte Peter, aber in seinem Kopf dröhnte es. Er kniff die Augen zusammen: Er hatte sich nicht getäuscht.

Dieses graue Band am Saum des Waldes war tatsächlich –
»Jetzt!« schrie Kelly.

Im letzten Moment riß Peter den Wagen auf die andere Straßenseite. Zugleich stieg er mit aller Kraft auf die Bremse. Rechts sah er den Chrysler vorüberfliegen. Die Reifen seines MG kreischten, als er ihn noch einmal nach links zwang.

Schleudern, immer noch mit hohem Tempo, bog der Wagen in den Feldweg ein, der das Waldstück säumte. Viel hätte nicht gefehlt, und die Schnauze des MG hätte sich in einen Baum gebohrt.

Peter warf im Rückspiegel einen Blick auf den Chrysler und erschrak. Da gab es nur noch einen undurchdringlichen grauen Schleier. Dann begriff er: Die Piste war von der Sommerhitze so ausgedörrt, daß die Räder des MG gewaltige Staubwolken aufgewirbelt hatten.

Er ballte die Faust und stieß sie wie wild gegen die Windschutzscheibe. Den Schmerz an den Knöcheln fühlte er nicht.

»Juchhu!« brüllte er, »juchhu!«

»Ja«, schrie Kelly und fiel ihm um den Hals, »ja! Geschafft!«

Peter jagte den Wagen weiter den Feldweg entlang. Er selbst hatte eine tadellose Sicht, und die wenigen Schlaglöcher in der Fahrbahn waren nicht tief genug, um ihn zu einer langsameren Fahrweise zu zwingen. Mit Genugtuung sah er in seinem Seitenspiegel die riesige Staubfahne, die der MG hinter sich herzog. Von dem Chrysler war weit und breit keine Spur. Aber Peter wollte ganz sichergehen, denn fürs erste legte er keinerlei Wert mehr auf nähere Bekanntschaft mit ihrem unheimlichen Verfolger. Erst nach zwei Meilen bremste er und bog in den Wald ab. Vorsichtig ließ er das Auto in eine Mulde rollen, die vom Feldweg aus nicht einzusehen war.

Kelly beugte sich vornüber, schlug die Hände vors Gesicht und stammelte etwas, was Peter nicht verstand. Für einige Sekunden saß er regungslos und wie betäubt hinter dem Steuer. Mechanisch griff er nach der Türklinke. Als er ausstieg, wäre er beinahe auf den feuchten Waldboden gesackt, so weich waren seine Knie. Er schloß die Augen, und vor ihm tauchten wieder die Scheinwerfer des Chrysler auf, kurz bevor er sie ramnte.

»Na warte«, murmelte er leise, »das war kein Spaß mehr. Das wirst du mir büßen.«

Stich ins Wespennest

Wie gewöhnlich hob der Inspektor sofort ab, als Justus ihn anrief. Der Erste Detektiv lehnte an dem kleinen Schreibtisch im Hauptquartier der drei ???, starrte auf den Eimer, der immer noch voll Regenwasser unter der undichten Stelle im Dach stand und rätselte, wie Cotta es fertigbrachte, fast immer erreichbar zu sein. »Tag, Inspektor, hier Justus Jonas.«

»Freut mich, Sherlock Holmes. Lange nichts voneinander gehört«, kam die Baßstimme des Polizisten aus dem Hörer. »Ich habe schon befürchtet, die Unterwelt von Rocky Beach und Umgebung hätte beschlossen, euch ein für alle Mal aus dem Verkehr zu ziehen.« Inspektor Cotta besaß, wie die drei Jungen wußten, einen grimmigen Humor, der vor nichts und niemandem Halt machte.

Justus hatte so etwas erwartet und hatte sich eine richtig coole Antwort zurechtgelegt. »Stimmt sogar, Inspektor. Aber die Gangster würfeln noch, wer von ihnen den Auftrag kriegt. Es traut sich so recht keiner an uns ran.« Er stellte sich das Schmunzeln auf Cottas Gesicht vor.

»Kann ich verstehen. Mit euch ist nun mal nicht gut Kirschen essen. Und jetzt zur Sache. Du rufst mich ja nicht an, um bloß Konversation zu machen. Also, wo brennt's?«

Justus verzog das Gesicht. »Wenn wir das wüßten«, sagte er etwas kleinlaut. »Wir ahnen bloß, daß da etwas faul ist.«

»Wo?«

»Nicht mal das können wir genau sagen.« Justus fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Normalerweise hatten sie ihre Fälle schon halb gelöst, ehe sie den ersten Kontakt zu Cotta aufnahmen. Meist aber präsentierten sie ihrem Freund bei der Polizei von Rocky Beach gleich den ganzen aufgeklärten Fall, einschließlich der Übeltäter. Diesmal, das mußte er eingestehen, kam er mit beinahe leeren Händen. Er konnte ja nicht gut damit herausrücken, daß sich der Reporter Don Jordan ziemlich

sonderbar benommen hatte, als es um die ertrunkene Irma Bannister ging. »Sagt Ihnen vielleicht der Name Don Jordan etwas?« fragte er trotzdem ohne große Hoffnung. »Könnte ja immerhin sein.«

Am anderen Ende der Leitung blieb es still. »Hallo, Inspektor?« rief Justus und glaubte, die Verbindung sei abgebrochen. Aber dann hörte er Cottas Atemzüge. Sie kamen ihm etwas schneller vor als sonst.

»Ich bin noch da.« Cotta klang merkwürdig gepreßt. »Wie war der Name?«

»Don Jordan. Er ist Journalist bei der –«

»Bei der ›Los Angeles Post‹, ich weiß.«

»Kennen Sie ihn?«

»Bis heute kannte ich ihn nicht. Darf man fragen, was ihr mit ihm zu tun habt?« Für Justus' Geschmack redete Cotta mit einem Mal verdammt förmlich.

»Das ist eine lange Geschichte«, wich er aus. »Ich erzähle sie Ihnen, wenn Sie wollen. Aber wieso haben Sie ihn heute kennengelernt?«

In der Leitung blieb es wieder still. Dann hörte Justus ein Seufzen. »Eigentlich sollte ich es euch nicht sagen. Es sieht nämlich nach einer ziemlich haarigen Sache aus.«

Fast hätte Justus einen lauten Freudenschrei ausgestoßen. Cotta wußte etwas, also war der Anruf bei dem Inspektor ein richtiger Volltreffer gewesen. »Bitte«, sagte er flehentlich.

»Dieser Jordan liegt im Krankenhaus«, erwiderte Cotta. »Er selbst ist noch nicht wieder bei Bewußtsein. Aber wir haben eine Zeugin, die Stein und Bein schwört, daß es kein Unfall war.«

»Sondern?«

»Sondern?« fragte Cotta zurück. »Ich dachte, du wärest immer noch das führende Superhirn von ganz Kalifornien. Was ist denn das Gegenteil von einem Unfall?«

»Entschuldigung, daß ich Sie korrigieren muß«, sagte Justus

feierlich. »Aber Unfall bleibt Unfall. Auch wenn es Absicht war. Und schönen Dank.« Er legte auf und erntete sofort ein mißbilligendes Kopfschütteln von Bob.

Das Telefon klingelte, und Justus nahm ab. Cotta war dran und beschwerte sich, daß der Erste Detektiv eingehängt hatte, ohne zu erzählen, was er von Don Jordan wußte.

»Entschuldigung, Inspektor«, bat Justus. »Aber ich war so überrascht.« Das war sogar die Wahrheit.

»Angenommen. Und jetzt raus mit der Sprache.«

Justus seufzte und erzählte in ein paar dünnen Sätzen die Geschichte von Irma Bannisters zwei Spiegeln und ihrem Besuch bei dem Reporter.

»Das ist alles?« Cottas Enttäuschung war unüberhörbar.

»Das ist alles. Ich schwöre.«

»Na schön«, sagte Cotta. »Wir bleiben in Kontakt. Und ihr seid vorsichtig, klar?«

»Klar, Inspektor.« Justus legte auf.

Prompt bekam er von Bob einen Ellenbogen in die Seite gerammt. »Spinnst du? Du hast ihm ja nicht mal erzählt, daß Irma Bannister tot ist!«

Justus stemmte die Arme in die Hüften. »Erstens weiß ich überhaupt nicht, ob das stimmt. Und zweitens weiß Cotta es in ein paar Minuten selbst auch. Aus dem Polizeicomputer.«

»Trotzdem.« Unzufrieden brummelte Bob, so könne man doch mit dem Inspektor nicht umgehen. Aber ehe Justus etwas erwidern konnte, hörten die beiden ein vertrautes Motorengeräusch. Bob riß die Gardine beiseite. »Na endlich«, rief er, »wir bekommen Verstärkung.« Wenig später flog die Tür des Campingwagens auf, und Kelly und Peter stürmten herein.

»Freunde, ich sage euch«, rief der Zweite Detektiv und ließ sich der Länge nach auf die Liege fallen, »wir haben etwas erlebt! Das war verdammt knapp, und diesen Burschen, den kaufe ich mir.«

»Den kaufen wir uns«, verbesserte Kelly.

»Wirklich äußerst aufschlußreich, eure dramatischen Schwüre«, grinste Bob. »Aber vielleicht erzählt ihr mal von vorn, damit wir etwas damit anfangen können. Und im übrigen haben wir auch einiges mitzuteilen.«

Justus setzte eine bedeutende Miene auf. »Wir haben nämlich einen Fall.«

»Ach wirklich?« Kelly lachte laut auf. »Und was glaubst du, woran wir heute schon den ganzen Tag arbeiten? Und was uns beinahe Kopf und Kragen gekostet hätte, he?«

»Aber ihr wißt doch überhaupt noch nichts von der Geschichte«, beharrte Justus, worauf Kelly und Peter in ein lang anhaltendes Gelächter ausbrachen. Justus und Bob sahen sich verständnislos an, und der Erste Detektiv tippte sich vielsagend an die Stirn, als die beiden nicht aufhörten zu lachen.

»Also gut, die ganze Story von vorn«, japste Peter schließlich und wollte schon losplatzen. Aber Kelly protestierte, und Justus, der auf den Zweiten Detektiv immer noch ein wenig böse war, sorgte dafür, daß sie alles berichten durfte: von der Begegnung mit Onkel Titus im Wald bis zu der halsbrecherischen Verfolgungsjagd in den Bergen.

»Da haben wir es aber mit Leuten zu tun, die ganz schön rangehen.« Justus zupfte an seiner Lippe und schilderte die Begegnungen, die er und Bob mit dem unsympathischen Reporter Don Jordan und dem sonderbaren Mädchen Olivia gehabt hatten. »Und gerade bevor ihr hier hereingeschneit seid«, schloß er seinen Bericht, »haben wir von Cotta erfahren, daß Don Jordan heute einen Unfall hatte. Und es gibt eine Zeugin, die an Absicht glaubt.«

Peter pffte leise durch die Zähne. »Scheint, als hätten wir da in ein Wespennest gestochen. Erst sah die Geschichte mit Onkel Titus' Spiegeln so harmlos aus, und jetzt auf einmal ist der Teufel los.« Er setzte sich auf und wies mit dem Daumen auf Kelly, die der Erzählung des Ersten Detektivs gespannt gelauscht hatte. »Neuerdings hat sie eine Standardfrage.«

Kelly nickte, und im Chor sagten sie und Peter: »Und was machen die großen Detektive jetzt?« Alle vier lachten los.

Justus wurde als erster wieder ernst. Er streckte Peter seine Hand hin. »Also gut, ich verzeihe dir. Weil du uns heute beinahe für immer verlassen hättest, will ich so tun, als hätte es deinen Verrat an unserem Hauptquartier nie gegeben.«

Peter verschlug es die Sprache. Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Im nächsten Moment mußte er an den Boxer in Santorias Trainingszentrum denken. Und für einen kurzen Augenblick durchfuhr ihn der Wunsch, Justus eine rechte Gerade ans Kinn zu schicken, die ihn vorerst ins Reich der Träume entsenden würde.

Ehe er sich entscheiden konnte, wurde Bob aktiv. Er griff einen herumliegenden Taschenbuch-Krimi – es handelte sich um den jüngsten Roman von Justus' neuem Lieblingsautor Dan Spencer – und knallte ihn dem Superhirn von hinten auf den Schädel. »Du bist fürchterlich!« brüllte er.

Justus bewies, daß er ebenso hart im Nehmen wie scharf im Denken sein konnte. Er drehte sich herum und sah Bob streng an. »Keine Gewalt bitte«, sagte er, hob aber vorsichtshalber die Fäuste. Sekundenlang standen sie einander gegenüber. Justus blickte in Bobs Augen, die vor Zorn funkelten. Er fühlte sich plötzlich unbehaglich, denn genauso hatte er zwei Tage zuvor Peter im Streit gegenübergestanden. Machte er schon wieder den gleichen Fehler? Er fuhr sich über die Stirn, als könnte er diese Frage wegwischen. Aber die dachte gar nicht daran zu verschwinden, sondern setzte sich in seinem Kopf fest. Justus vermied es, Bob anzusehen, schüttelte sich plötzlich wie ein nasser Hund und setzte sich neben Peter auf die Liege.

»Du glaubst gar nicht«, sagte der Zweite Detektiv und rückte etwas von ihm weg, »wie ätzend du manchmal sein kannst.«

Jetzt erst spürte Justus etwas von der Wucht, mit der der Taschenkrimi auf seinem Kopf gelandet war. Er blickte hilflos zu Kelly. Aber sie stand nur stumm und mit verschränk-

ten Armen da. Sie kann doch gar nicht wissen, worum es geht, dachte er trotzig.

Kelly schien seine Gedanken erraten zu haben. »Falls du es vergessen hast, ich war bei eurem Streit dabei. Ich finde, er hat recht, und du bist im Unrecht. Unter Freunden muß man über alles reden können.«

»Das bin ich die längste Zeit gewesen, wenn wir nicht innerhalb der nächsten drei Tage ein vernünftiges Gespräch über dein diktatorisches Verhalten führen«, verkündete Peter und stand auf. Die Luft kam ihm mit einem Mal schneidend dick vor. Er stieg über den Eimer mit dem Regenwasser hinweg und riß ein Fenster auf.

Justus fühlte, wie er rot wurde. In seinem Schädel dröhnte die unbequeme Frage immer lauter.

Das Schrillen des Telefons zerriß die angespannte Stille im Campingwagen. Justus streckte schon die Hand aus, um wie gewohnt den Hörer abzunehmen, und hielt inne. »Geht ihr dran«, sagte er matt.

Bob meldete sich. Schweigend hörte er zu, sagte nur einmal »Ja« und schwieg dann wieder. Kelly und Peter sahen ihn mit wachsender Spannung an, während Justus die Augen geschlossen hielt und den Kopf in seinen Armen vergraben hatte.

»Und?« drängte Peter, als Bob aufgelegt hatte.

»Das war Cotta. Don Jordan ist aus seiner Ohnmacht aufgewacht. Der Polizist, den sie an seinem Bett postiert haben, hat berichtet, er hätte die ganze Zeit wirr geredet. Aber immer wieder kam dieselbe Vokabel vor: Erpressung.«

»Was noch?« wollte Kelly wissen.

»Der Inspektor meint, wir sollen uns gefälligst in acht nehmen. Er macht sich Sorgen um uns.«

Justus erhob sich. »Ist nicht nötig«, sagte er. Plötzlich knuffte er erst Peter und dann Bob in die Seite. »Ich entschuldige mich. Richtig feierlich. Ich glaube, ich war ziemlich blöd.«

Verblüfft starrten ihn die drei an. Bob faßte sich als erster.

»Es geschehen noch Zeichen und Wunder«, meinte er gerührt. Er nahm das Buch von Dan Spencer und untersuchte es gründlich. »Tut mir leid«, sagte er dann zu Justus. »Es ist ein kleiner Knick drin. Aber lesen kann man noch alles.« Er verzog den Mund zu einem Grinsen. »Es muß einen Ehrenplatz in deiner Bibliothek kriegen. Einen guten Zweck hat es schon erfüllt, noch ehe du es gelesen hast.«

»Ist ja toll, wie flott ihr das Kriegsbeil begrabt«, mischte sich Kelly spöttisch ein. »Hoffentlich hält der Frieden jetzt für einige Zeit. Dann können wir ja endlich zur Lagebesprechung übergehen. So heißt das doch bei den drei ???, oder?«

Tante Mathildas Experiment

»Genau so heißt es.« Peter sprang auf und ging zu den drei Dutzend Liegestütz über, die er als Spitzensportler jeden Tag zu absolvieren pflegte. »Fangt an, ich höre euch zu.«

Bob sah auf seine Uhr, zog die Stirn kraus und nickte. »Moment noch. Bin gleich wieder da.« Und schon war er aus der Tür.

Er überquerte den Schrottplatz, und stand kurz darauf im Wohnzimmer von Onkel Titus und Tante Mathilda. Mrs. Jonas las gerade Zeitung, und ihr Mann hatte sich in die Buchführung seines Gebrauchtwarentcenters vertieft.

»Können Sie sich noch an die Stimme von Irma Bannister erinnern?« wandte Bob sich an Onkel Titus.

»Natürlich«, brummte Mr. Jonas etwas geistesabwesend.

»Und könnten Sie sich vorstellen, daß Ihre Frau ungefähr so reden kann wie sie?«

»Meine Frau? So reden wie Irma?« Onkel Titus schien das ein äußerst merkwürdiger Einfall zu sein. Er hielt den Kopf schief und betrachtete seine Frau von oben bis unten, bis sie ärgerlich wurde: »Starr mich nicht so an! Man könnte glauben, du siehst mich zum ersten Mal!«

»Mrs. Jonas, Sie sollen nur ein paar Worte sprechen, am Telefon«, sagte Bob.

»So, und welche Worte wären das?« wollte sie wissen.

»Ganz einfach. Sie müssen bloß sagen: Hallo, Kwan, ich bin's, Irma.«

Tante Mathilda reagierte so mißtrauisch, wie er es erwartet hatte. »Und warum sollte ich das tun, Bob Andrews?« Immer wenn Tante Mathilda etwas nicht paßte, das wußte er, nannte sie die Jungen auch bei ihrem Nachnamen.

»Weil wir doch alle Ihrem Mann helfen wollen bei dieser Spiegelgeschichte, oder?«

Mr. Jonas strich über die hoch aufragenden Enden seines

Schnurrbarts, dann polierte er mit dem Zeigefinger seinen Nasenrücken. Die ganze Zeit ließ er seine Frau nicht aus den Augen.

Sie saß in ihrem Sessel und überlegte angestrengt. »Es liegt mir aber gar nicht, mich als jemand zu melden, der ich gar nicht bin«, wandte sie schließlich ein. »Und außerdem: Irma? Sagtest du Irma?«

»Ganz recht«, entgegnete Bob.

»Aber die ist doch tot!«

»Das ist es ja gerade«, sagte Bob. »Es ist ein Experiment, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Ich verstehe kein Wort«, sagte Tante Mathilda entrüstet.

»Da muß ich ihr Recht geben«, schaltete Mr. Jonas sich in die geheimnisvolle Unterhaltung ein. »Warum muß sie sagen, sie sei Irma, wo die Ärmste längst auf dem Boden des Pazifik liegt?«

Bob setzte seine Überredungsmiene auf, die schon so oft bei Widerspenstigen gewirkt hatte. »Es würde zu lange dauern, bis ich Ihnen das erklärt habe«, sagte er mit Nachdruck. »Bitte vertrauen Sie mir einfach. Sie werden es nicht bereuen, ganz bestimmt nicht.«

Tante Mathilda sah von Bob zu ihrem Mann und zurück zu Bob. Sie schien unentschlossen.

»Bitte«, flehte Bob.

»Tu's«, sagte Mr. Jonas, der offenbar plötzlich Gefallen an dieser mysteriösen Aktion gefunden hatte. »Für mich.«

»Na schön.« Seufzend ging Mrs. Jonas zum Telefon.

»Nein, nicht hier. Wir müssen nach drüben, ins Hauptquartier. Und außerdem –« Er stockte.

»Was denn noch?« fragte Tante Mathilda ungnädig.

Bob breitete entschuldigend die Arme aus und ging voran zum Flur. »Auf dem Weg nach drüben sollten Sie unbedingt noch ein bißchen üben. Sie sagen den kurzen Satz, und Ihr Mann bringt Ihnen bei, wie Irma Bannister ihn ausgesprochen

hätte.«

Tante Mathilda schüttelte heftig den Kopf, murmelte etwas, was sich anhörte wie »unseriös«, willigte aber schließlich ein.

»Hallo, Kwan, ich bin's, Irma«, sagte sie, allerdings so leise, daß Mr. Jonas nichts mitbekam. »Lauter«, befahl er, »sonst kann ich doch nicht korrigieren.« Sie überquerten gemächlich den Schrottplatz und blieben immer wieder stehen, weil Onkel Titus die Aussprache seiner Frau ständig verbesserte. Als sie beim Campingwagen angekommen waren, fand Mr. Jonas, seine Frau sei sehr begabt. »Es ist zwar traurig, daß Irma das nicht mehr selbst sagen kann«, sagte er und begann seine Pfeife zu stopfen. »Aber bei dir hört es sich fast genauso an.«

Tante Mathilda, die für Schmeicheleien aller Art schon immer ziemlich unempänglich gewesen war, schnaubte nur. Bob voran, stiegen sie die paar Stufen ins Hauptquartier der drei ??? hinauf und wurden von Justus, Peter und Kelly verwundert begrüßt. Im Handumdrehen zauberte Kelly den Eimer mit dem Regenwasser auf die Seite. Trotzdem herrschte jetzt im Hauptquartier der drei ??? drangvolle Enge.

Etwas verlegen zog Bob an seinem Ohrläppchen. »Ich habe ein Experiment vor. Freundlicherweise will Mrs. Jonas mir dabei helfen.« Dann machte er sich am Telefon zu schaffen, verfolgt von den staunenden Blicken der anderen.

»Darf man fragen, was du da tust?« begann Peter. Auch Justus hätte es gern gewußt, aber er beherrschte sich. Er hatte sich fest vorgenommen, die nächste Zeit ein wenig zurückhaltender zu sein.

»Später.« Bob verband das Telefon mit einem Aufnahmegerät. »Ich rufe jetzt eine Nummer in Santa Monica an«, sagte er zu Mrs. Jonas. »Dann gebe ich Ihnen den Hörer. Und Sie sagen Ihren Satz, sonst nichts. Aber warten Sie die Reaktion am anderen Ende der Leitung ab. Ich stelle den Lautsprecher am Telefon ein, damit wir mithören können.«

»Welchen Satz denn?« fragte Peter, aber Bob legte den Fin-

ger auf den Mund und wählte die Nummer.

»Olivia.« Die helle Mädchenstimme schepperte durch den Campingwagen.

»Kann ich bitte deine Mutter sprechen?« fragte Bob.

»Sofort.« Schritte entfernten sich. Bob drückte Mrs. Jonas den Hörer in die Hand und sah sie aufmunternd an. Er malte sich aus, wie das Mädchen geräuschlos durch die Wohnung mit all den Tieren und Gerüchen schwebte und seine Mutter holte. Seine Hände wurden vor Aufregung feucht.

»Lu Kwan.«

»Hallo, Kwan, ich bin's, Irma«, sagte Tante Mathilda mit fester Stimme. Onkel Titus schenkte ihr einen anerkennenden Blick. »Hallo. Schön, dich zu hören. Wo steckst du?« Es klang so selbstverständlich, als stünden die beiden Frauen in regelmäßigem Kontakt.

Tante Mathilda hob hilflos die Schultern.

Bob machte ihr ein Zeichen, den Hörer aufzulegen. »Na, was sagt ihr jetzt?« wandte er sich triumphierend an Justus und Peter. Aber den beiden hatte das überraschende Manöver die Sprache verschlagen.

Auch Kelly hatte verblüfft zugehört. Sie faßte sich als erste. »Das ist ja ein Ding«, sagte sie andächtig. Dann redeten plötzlich alle durcheinander, und Peter schlug Bob derart auf die Schulter, daß der fast in die Knie ging. Bis Onkel Titus' mächtiger Baß dazwischendröhnte, er wolle auf der Stelle erfahren, was das alles zu bedeuten habe.

»Ist doch ganz einfach!« rief Peter übermütig. »Irma Bannister ist überhaupt nicht tot. Sie ist so quicklebendig wie wir.«

Von allen Seiten wurde Bob bedrängt zu erzählen, wie er auf die Idee mit Irma Bannisters bester Freundin gekommen war. Justus ärgerte sich. In diesem Moment war bei ihm der Groschen gefallen. Er war selbst dabei gewesen, als der entscheidende Hinweis gegeben worden war.

»Darauf gebracht hat mich Justus«, räumte Bob ein. »Nach

unserem Besuch bei Olivia hat er plötzlich davon geredet, daß Irma Bannister das alles vielleicht nur vorgespielt hat. Daß sie sich möglicherweise abgesetzt hat und sich die Sonne auf den Bauch scheinen läßt. Als ich auf der Heimfahrt darüber nachdachte, fiel mir etwas ein, was Olivia ganz beiläufig erwähnt hatte.«

»Was?« drängte Peter.

»Olivias Mutter hat der Tod von Irma Bannister sehr getroffen.

Sie hat ständig geweint. Zwei Tage nach Mrs. Bannisters angeblichem Tod durch Ertrinken kam ihre Mutter nach Hause und zog sich mit den Zeitungen und der Post wie üblich ins Schlafzimmer zurück. Als sie das Zimmer eine Stunde später verließ, war es damit vorbei. – Und seitdem haben die beiden praktisch nicht mehr über Irma gesprochen.«

»Hmm«, brummte Onkel Titus.

»Na schön«, sagte seine Frau, »und was beweist das?«

»Nichts«, gab Bob zu. »Aber von diesem Augenblick an hatte ich den Verdacht, daß Lu Kwan einen Brief von ihrer besten Freundin erhalten hat.«

Jetzt konnte Justus nicht mehr an sich halten. »Und darin hat Irma Bannister gebeichtet, daß die ganze Geschichte inszeniert war«, stieß er hervor. »Wahrscheinlich hat sie tausendmal um Vergebung gebeten, weil sie Mrs. Lu Kwan so viel Kummer gemacht hat. Aber sie hätte keinen Ausweg mehr gewußt, und so weiter.«

Bob musterte ihn mißtrauisch. »Seit wann glaubst du das denn?«

Der Erste Detektiv gab sich Mühe, nicht hochmütig zu klingen. »Genauso lange wie du.«

»Und warum hast du nicht mit mir darüber gesprochen?«

Natürlich war Justus auf diese Frage gefaßt. Er zuckte die Schultern. »Ich hatte nicht mehr daran gedacht«, gab er ehrlich zu.

Onkel Titus zwirbelte die Enden seines schwarzglänzenden Schnurrbarts. »Das muß ich erst einmal verdauen«, knurrte er und ließ sich auf die Liege sinken. »Das sind ja tolle Neuigkeiten.« Fassungslos schüttelte er den Kopf. »Meine gute alte Bekannte Irma Bannister! Tut, als wäre sie ertrunken! Verbrechermethoden! Dabei hätte ich doch meine Hand für sie ins Feuer gelegt!«

Justus lag eine Bemerkung auf der Zunge, schluckte sie aber noch rechtzeitig hinunter. »Freu dich doch, daß Irma noch lebt«, forderte er statt dessen seinen Onkel auf.

»Tu ich, tu ich«, murmelte Onkel Titus zerstreut. »Aber was hinter all dem steckt, das möchte ich zu gern erfahren.«

»Wißt ihr das etwa auch schon?« Die Frage von Tante Mathilda klang richtig streng.

Bob senkte den Kopf. »Keine Ahnung«, gestand er.

»Aber das bekommen wir auch noch raus«, meinte Peter. Einen Augenblick lang überlegte er, dem Ehepaar Jonas noch ein bißchen mehr zu erzählen, von dem blauen Chrysler und dem mutmaßlichen Anschlag auf den Reporter Don Jordan. Aber dann fand er, das wäre wohl etwas zuviel für Onkel Titus und Tante Mathilda. Auch Justus, Bob und Kelly waren in Gedanken versunken und schwiegen.

»Laß uns gehen«, sagte Tante Mathilda.

»Und haltet uns auf dem laufenden«, brummte Onkel Titus.

Durch das Fenster des Campingwagens sahen Kelly und die drei ??? ihnen nach, wie sie untergehakt zum Wohnhaus hinübergingen.

»Und was machen große –?« fing Kelly an. Aber mit einem Mal fand sie es übertrieben, diese Frage zum fünften Mal zu wiederholen.

Inzwischen hatte Justus überlegt, daß es an der Zeit war, doch wieder seine gewohnte Führungsrolle wahrzunehmen. »Ich schlage vor«, sagte er, »daß wir uns aufteilen. Ich fahre gleich morgen früh zu Mrs. Lu Kwan nach Santa Monica. Peter

und Bob kaufen einen Blumenstrauß, besorgen sich bei Inspektor Cotta eine Besuchserlaubnis und rücken Don Jordan auf die Pelle. Natürlich nur, wenn es sein Gesundheitszustand erlaubt.«

Kelly sagte, sie würde sehr gern an den weiteren Ermittlungen teilnehmen. Aber am nächsten Vormittag wartete leider ein unaufschiebbarer Termin beim Zahnarzt auf sie. »Im übrigen habe ich da noch eine Kleinigkeit. Wenn ihr morgen früh Cotta anruft, dann solltet ihr ihn nach einer Autonummer fragen. Für ihn ist es ja eine Kleinigkeit herauszufinden, auf wen dieser Wagen zugelassen ist.«

»Der Chrysler?« wollte Bob wissen.

»Natürlich.«

Bob blickte Peter mit hochgezogenen Augenbrauen an. Aber der Zweite Detektiv rollte die Augen und zuckte nur mit den Schultern. »Ich habe gar nicht darauf geachtet, vor lauter Streß«, murmelte er.

»Wofür habt ihr mich?« Kelly lächelte. »HT 142 XL.«

Lu Kwan schweigt

Am nächsten Morgen rief Justus als erstes mit verstellter Stimme und unter falschem Namen bei Olivia an, um die Adresse des Ladens zu erfragen, in dem ihre Mutter arbeitete. Ohne Zögern gab sie sie ihm, und der Erste Detektiv hatte prompt ein schlechtes Gewissen. Auf das Frühstück verzichtete er, trotz des Protestes von Tante Mathilda. Nichts essen und sich statt dessen ständig mit zwielichtigen Personen abzugeben, das könne auf die Dauer nicht gutgehen, hatte sie gesagt. Justus hatte sich über diesen Anflug von Eifersucht bei seiner Tante gewundert, denn gemeint war damit zweifellos Irma Bannister.

Eineinhalb Stunden später stand er in Santa Monicas regem Geschäftsviertel vor einem kleinen Laden. Es drangen ähnlich starke Gerüche heraus, wie Justus sie schon aus der Wohnung der Chinesin kannte. Er atmete tief ein und drückte die Klinke herunter. Der Laden war vollkommen leer, jedenfalls, was Menschen anbetraf. Dafür war er mit tausenderlei bunten Gegenständen gefüllt. Kerzen, Stäbchen, Gewürze, Lampen, Deckchen, Porzellanfiguren, Tierschädel, Bilder, Ketten, Ringe und vieles mehr zierte Wände, Kästen, Regale und Vitrinen. Überall flackerten Kerzen. Sonderbar, dachte Justus, sie hat ihre Wohnung so eingerichtet wie ihren Arbeitsplatz. Er schnappte nach Luft, so intensiv strömte ein unbeschreibliches Gemisch von Düften auf ihn ein.

»Womit kann ich dienen?«

Justus fuhr herum. Vollkommen geräuschlos war Mrs. Lu Kwan hinter seinem Rücken aufgetaucht. Sie war kaum größer als ihre Tochter.

»Ich muß Sie dringend sprechen«, sagte Justus. »Sind wir hier ungestört?«

Mrs. Lu Kwan zog beinahe unmerklich die Augenbrauen hoch. »Solange kein Kunde kommt«, entgegnete sie sanft.

»Mein Name ist Justus Jonas«, sagte er. Er hatte sich ent-

schlossen, mit offenen Karten zu spielen. Deshalb war er auch nicht überrascht, als Mrs. Lu Kwan einen Schritt zurückwich.

»Du und dein Freund, ihr habt meine Tochter ausgefragt.« Der Tadel in ihrer weichen Stimme war nicht zu überhören.

Justus hielt es für besser, darauf nicht einzugehen. »Mein Onkel steckt in Schwierigkeiten. Ich muß ihm helfen. Und deshalb suche ich – Irma Bannister.«

Mrs. Lu Kwan drehte sich auf dem Absatz herum und verschanzte sich hinter der Theke. Dort musterte sie den Schmuck in einer gläsernen Kasette so gründlich, als wollte sie selbst etwas kaufen. Justus unterdrückte ein Stöhnen. Der süßliche Duft der Räucherstäbchen war zwar betörend, nahm ihm aber mehr und mehr die Luft.

»Irma Bannister ist tot junger Mann«, sagte Lu Kwan schließlich. Sie vermied es immer noch, ihn anzusehen.

Justus zeigte in eine Ecke des Ladens, wo er gleich beim Hereinkommen einen Radiorekorder entdeckt hatte. Er klopfte auf seine Hosentasche. »Hier drin habe ich eine Kasette. Angenommen, wir würden sie dort drüben in den Rekorder einlegen, dann würden Sie Ihre eigene Stimme hören. Die Aufnahme stammt von gestern nachmittag, und darauf sagen Sie, Sie freuten sich –«

»Schon gut«, unterbrach ihn Mrs. Lu Kwan. »Was willst du?«

»Erfahren, wo ich sie finde.«

»Ausgeschlossen.«

»Warum?«

»Ich habe geschworen, daß ich sie niemals verrate.« Die schwarzen Augen der Chinesin sahen ihn unerbittlich an.

Justus hatte zwar mit so etwas gerechnet. Als es jetzt eintraf, spürte er doch die Enttäuschung. »Wissen Sie, daß Sie sich strafbar gemacht haben?« fragte er.

»Womit?« fragte sie zurück. Aber er hörte aus ihrem Ton, daß sie die Antwort längst kannte.

»Sie hätten natürlich die Polizei benachrichtigen müssen, als Irma Ihnen schrieb, sie sei gar nicht ertrunken.«

»Woher weißt du, daß sie mir das geschrieben hat?«

Statt zu antworten, angelte Justus eine der Visitenkarten der drei ??? aus seiner Jackentasche. Mrs. Lu Kwan warf einen langen Blick darauf. Dann spielte Justus seinen letzten Trumpf aus. »Inzwischen geht es gar nicht mehr nur um meinen Onkel«, sagte er. »Inzwischen werden Anschläge auf Menschen verübt, und Freunde von mir wären beinahe ins Jenseits befördert worden.«

»Wirklich?« Die Chinesin wirkte sehr betroffen. Dann schüttelte sie den Kopf und rief entrüstet: »Aber das hat doch nichts mit Irma zu tun!«

»Ich fürchte doch«, beharrte Justus. »Und ich halte es auch für möglich, daß Ihre Freundin selbst in großer Gefahr schwebt.« Er ließ die Frau nicht aus den Augen und merkte ihre Anspannung. Ihre zierlichen Finger trommelten auf die Theke.

»Es bleibt dabei«, flüsterte sie. »Ich sage kein Wort, auch nicht, wenn du zur Polizei gehst.« Regungslos starrte sie ihn an, aber Justus hielt ihrem Blick stand. Sekunden verrannen. »Sie ist selbst in Gefahr?« fragte sie schließlich.

»Das könnte sein«, sagte Justus mit Nachdruck.

Mrs. Lu Kwan gab sich einen Ruck und bat Justus, seine Telefonnummer auf einen Zettel zu schreiben. »Vielleicht rufe ich dich an«, sagte sie.

In der Tür drehte sich Justus noch einmal um. »Zwei Fragen noch. Sie sind eigentlich ganz unwichtig, aber sie interessieren mich doch. Wie alt ist Olivia?«

»Zehn.«

Wieder war Justus verblüfft. Er erinnerte sich noch, wie er das Mädchen auf zwölf und Bob auf sechzehn geschätzt hatte.

»Und wie geht es Irmas Schwester May, in New York?«

»Eurer Mutter?« Über Mrs. Lu Kwans Gesicht huschte ein

Lächeln. »Olivia hat mir von den Märchen erzählt, die ihr euch gegenseitig aufgetischt habt. Sie ist ein sehr intelligentes Kind. Wenn man sie anschwindelt, dann schwindelt sie auch. Sie hat euch sofort durchschaut.«

Justus spürte, wie er ein wenig rot wurde, aber er tröstete sich damit, daß Mrs. Lu Kwan das in dem dämmrigen Licht unmöglich erkennen konnte. »Sagen Sie ihr einen Gruß von uns. Von Justus Jonas und Bob Andrews.«

Zur selben Stunde, als der Erste Detektiv den Laden von Mrs. Lu Kwan verließ und eine Imbißbude ansteuerte, um endlich wieder andere Gerüche zu schmecken und mit einer riesigen Bockwurst das ausgefallene Frühstück nachzuholen, ließ Peter das Telefon auf Inspektor Cottas Schreibtisch klingeln.

»Peter Shaw hier«, sagte der Zweite Detektiv. »Guten Morgen, Inspektor. Wir hätten zwei Anliegen.«

»Und die wären?«

»Erstens wüßten wir gern, wem das Fahrzeug mit dem Kennzeichen HT 142 XL gehört.«

Peter konnte hören, wie der Inspektor die Nummer in seinen Computer eintippte.

»Und zweitens?«

Peter grinste. Cotta, der immer hilfsbereite Polizist, war einfach unbezahlbar. »Wie geht es Mr. Jordan?«

»Den Umständen entsprechend.«

»Bob und ich würden ihm gern ein paar Blumen ins Krankenhaus bringen. Ist das okay?«

Cotta antwortete nicht gleich. »Ist okay«, sagte er dann knapp. »Ich sage dem Kollegen Bescheid, der auf ihn aufpaßt.«

»Was ist eigentlich genau passiert?«

»Auf dem Weg in seine Redaktion ist ihm ein Blumenkübel auf den Kopf gefallen. Er kam wie jeden Morgen zu Fuß an einem Haus vorbei, das überdachte Gänge auf jedem Stockwerk hat. Sein Glück, daß der Kübel ihn nur streifte. Sieht aber

übel genug aus, sagt der Arzt.«

»Und die Zeugin?«

»Behauptet, daß der Kübel nicht von allein heruntergekommen ist. Sie will einen Mann beobachtet haben, der sich vorher daran zu schaffen machte. Die Befestigungen waren allerdings schon ziemlich morsch. Und danach soll er weggerannt sein.«

»Gibt es eine Personenbeschreibung?«

Durch die Leitung kam ein Lachen. »Soll das ein Verhör sein? Eigentlich bin ich ja der Polizist. Und ich hätte eine Menge Fragen an dich. Zum Beispiel, was ihr da für eine heiße Spur verfolgt.«

»Heiße Spur?« fragte Peter zurück.

»Na klar«, erwiderte der Inspektor ungerührt. »Du willst diesen Reporter zusammen mit Bob besuchen. Justus ist also nicht dabei. Folglich hat der etwas anderes zu tun, etwas ganz Dringendes. Logisch?«

»Logisch«, gab Peter grinsend zu. Er sah Cotta vor sich, wie auch der schmunzelte. »Und wie ist nun die Beschreibung des Täters?«

»Eins nach dem anderen«, sagte Cotta. »Hier ist erst einmal der Name des Fahrzeughalters. Ihr wißt, daß ich ihn euch eigentlich nicht geben darf.«

»Diskretion Ehrensache«, entgegnete Peter. »Wie immer.«

»Na schön. Fred Mulligan. Wohnt in Ventura, 123 Ox Road. Habt ihr den Namen schon mal gehört?«

»Noch nie. Ich schwöre.«

Der Inspektor meinte, das sei nicht nötig. Und dann fügte er zu Peters Enttäuschung hinzu, die Zeugin habe leider eine ziemlich unbrauchbare Personenbeschreibung abgeliefert. »Zuerst hat sie gemeint, es sei wahrscheinlich ein Schwarzer gewesen. Dann hat sie ausgesagt, daß er möglicherweise nur von Kopf bis Fuß mit schwarzen Sachen bekleidet war. Zuerst war er klein, und zum Schluß meinte sie, na ja, mittelgroß wäre er wohl mindestens gewesen.« Cotta seufzte vernehmlich, und

Peter glaubte schon, er hatte ihn abgelenkt. Aber da fragte der Inspektor: »Also, was ist mit eurer heißen Spur?«

Der Zweite Detektiv überlegte, was er dem Inspektor anvertrauen konnte, ohne daß er Einmischungen der Polizei befürchten mußte. Er ärgerte sich, daß er sich das nicht vorher zu rechtgelegt hatte. Schließlich war Cottas Reaktion zu erwarten gewesen. »Wir tappen noch total im Dunkeln«, sagte er schließlich. »Es gibt eine Ertrunkene, die gar nicht ertrunken ist. Es gibt außerdem auf dem Antiquitätenmarkt zwei Spiegel, von denen es nur einen einzigen geben dürfte. Und schließlich gibt es einige Leute, die verdammt nervös werden, wenn der Name dieser Frau fällt. Wie das alles zusammenhängt – keine Ahnung.«

»Großes Ehrenwort?«

»Großes Ehrenwort.«

»Na schön«, sagte Cotta. »Und nun den Namen dieser ertrunkenen Lady, bitte sehr.«

»Muß das sein?«

»Es muß.« Cottas Stimme klang unerbittlich. »Sonst wird es nichts mit eurem Besuch am Krankenbett.«

Wenn Cotta so redete, das wußte Peter, half alles Bitten nichts. »Also gut«, sagte er, »Irma Bannister.« Wieder vernahm er das Klicken von Cottas Computer.

»Irma Bannister«, kam es aus dem Hörer. »Ertrunken am 6. Juni in der Smeralda-Bucht.«

»Das haben wir bis vor kurzem auch geglaubt«, entgegnete Peter stolz. »Aber inzwischen wissen wir es besser. Und was ist jetzt mit der Besuchserlaubnis?« Der Schweißtropfen, der ihm kalt und unangenehm die Achselhöhle herunterrann, machte ihm bewußt, wie anstrengend diese Unterhaltung mit dem Inspektor war. Er blies die Backen auf und ließ dann sachte die Luft entweichen.

»Ziemlich stressig, wie?« Cottas Luchsohren hatten das Geräusch mitbekommen. »Aber so ist das nun mal bei der

Verbrecherjagd. Ihr könnt ihn besuchen.« Und dann knackte es in der Leitung.

Ein Cop plaudert

Auf dem Weg ins Krankenhaus kam Bob endlich dazu, Peter zu erklären, warum Justus sich beim Thema Campingwagen so seltsam benahm. Während der Zweite Detektiv seinen MG durch die City von Rocky Beach lenkte, lauschte er Bobs Vortrag über Justus' Intelligenzprobleme.

»Hört sich aber verdammt komisch an«, knurrte Peter, als Bob fertig war.

»So ist er nun mal, unser Just«, grinste Bob. »Nicht nur ein Superhirn, sondern auch noch ein Mensch aus Fleisch und Blut.«

Peter warf ihm einen zweifelnden Blick zu und bog auf die kurze Stadtautobahn ein, die nach Westen Richtung Stadtrand und Krankenhaus führte. »Wenn das so ist, hätte er es doch gleich sagen können.«

Bob puhlte hingebungsvoll im linken Nasenloch. »Ich glaub', es war ihm peinlich.«

»Peinlich hätte ihm sein sollen, wie er sich da aufgespielt hat«, blieb Peter hart. »So schnell vergesse ich ihm das nicht.« Er warf dem Freund einen weiteren Blick zu und knuffte ihn in die Seite. »Beinahe wäre er abgebrochen«, behauptete er grinsend und stellte befriedigt fest, wie Bob puterrot anlief.

Wenig später rollte der MG auf den Parkplatz des Krankenhauses. Am Eingang gingen sie in einen Blumenladen und erstanden einen Strauß Tulpen. Dann fuhren sie mit dem Lift hinauf in den vierten Stock, wo die Patienten der Chirurgie lagen. Als sie den Flur betraten, sahen sie schon von weitem die schwarze Uniform des Cops, der vor Don Jordans Krankenzimmer Wache schob.

Peter tippte an seine nichtvorhandene Mütze. »Tag, Sergeant. Ich bin Peter Shaw, das ist Bob Andrews. Inspektor Cotta –«

»Weiß Bescheid. Könnt reingehen.« Der Polizist zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach hinten. Peter klopfte an

die Tür von Zimmer 411 und hörte ein schwaches »Herein!«

»Geh du vor«, raunte Peter in Bobs Ohr. »Du kennst ihn ja schon.« Bob nahm den Blumenstrauß und marschierte in das Zimmer. Am Fenster lag jemand, von dem nur die eine Gesichtshälfte zu sehen war. Die andere war verbunden, ebenso wie Schulter und Arm auf der rechten Seite.

»Guten Tag, Mr. Jordan«, sagte Bob höflich. »Das ist Peter Shaw, ein Freund von mir. Wir haben von Ihrem Mißgeschick gehört und wollten Ihnen diese Blumen –« Weiter kam Bob nicht. Das offene Auge des Patienten starrte ihn so fassungslos an, daß er vergaß, den Satz zu Ende zu bringen. Peter erklärte, er würde eine Vase besorgen, und verzog sich erleichtert nach draußen.

»Verschwindet«, tönte es aus dem Bett zu Bob herüber. »Und die Blumen könnt ihr auch wieder mitnehmen.« Mühsam und ächzend setzte sich der Reporter auf. Die freie Gesichtshälfte verzerrte sich vor Schmerz.

»Aber wir dachten, Sie wären vielleicht froh, wenn wir –«

»Wenn ihr was?«

»Wenn wir Ihnen helfen würden?«

Das Auge sah Bob feindselig an. »Wobei könntet ihr mir schon helfen?«

»Bei der Suche nach der Person, die das gemacht hat.«

»Was geht euch das an?« schnappte es aus dem Bett. »Dafür ist die Polizei da. Und jetzt raus!«

Die Tür ging auf, und Peter erschien mit einer Vase. »Mr. Jordan legt keinen Wert auf unseren Besuch«, sagte Bob und winkte den Zweiten Detektiv mit einem Blick wieder nach draußen. »Selbstverständlich werden wir das respektieren.« Im Hinausgehen hörte er den Reporter etwas knurren, was nicht genau zu verstehen war.

Bob nahm Peter die Vase ab und marschierte zum Stationszimmer, wo zwei Schwestern saßen und Kaffee tranken. »Der Patient auf Zimmer 411 mag weder uns noch die Blumen. Darf

ich sie Ihnen schenken?« Und schon standen die Tulpen auf dem Tisch. Sie sahen prächtig aus in der kobaltblauen Vase, und die beiden Schwestern bedankten sich überschwenglich.

»Ist Mr. Jordan immer so schwierig?« erkundigte sich Bob so beiläufig wie möglich.

»Kann man wohl sagen«, sagte die sommersprossige von den beiden und bekam sogleich einen Rüffel von der anderen. Mit strenger Miene verkündete sie, es dürften über Patienten keinerlei Auskünfte gegeben werden.

Bob seufzte und trat den Rückzug an. Er kam gerade hinzu, wie der Zweite Detektiv versuchte, den Cop unauffällig in ein Gespräch zu verwickeln.

»Geben Sie gut auf Mr. Jordan acht«, schaltete sich Bob in die Unterhaltung der beiden ein. »Er ist ein wichtiger Journalist, und vielleicht kommt noch mal jemand und will ihm ans Leder.«

»Würde ich keinem raten«, erwiderte der Polizist. Dabei zog er die Augenbrauen hoch und tippte auf den Colt, der an seiner Hüfte baumelte. Er musterte die beiden von oben bis unten. Die Art, wie er sich am Kinn kratzte, verriet, daß er heftig nachdachte. »Ihr seid Freunde von Cotta, wie?«

»Kann man wohl sagen«, stellten Bob und Peter gleichzeitig fest.

»Na, dann wird er ja wohl nichts dagegen haben.«

»Wogegen, Sergeant?« forschte Peter.

»Hmm.« Das Kratzen am Kinn wurde stärker, und Bob befürchtete schon, daß die Fingernägel des Polizisten allmählich Spuren in seinem Gesicht hinterlassen würden. »Dagegen, daß ich euch eine kleine Information gebe.«

»Eine Information?« Peter gab sich Mühe, nicht allzu interessiert zu klingen.

»Müßte natürlich ganz unter uns bleiben«, sagte der Polizist leise. Er warf einen Blick den Flur hinunter. »Gestern«, sagte er hastig. »Gestern morgen. Ich – äh, ich mußte – ich – äh, ihr

versteht schon, oder?«

»Klar«, nickte Peter. »Jeder muß mal.«

»Genau«, stimmte der Polizist zu. Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab. »Und als ich zurückkomme, da sehe ich doch tatsächlich, wie ein Kerl an der Tür steht und schon die Klinke in der Hand hat.« Der Sergeant wies den langen Flur hinunter. »Das Klo ist dort hinten, ganz am anderen Ende. Der Gang war gerade vollkommen leer. Halt! Stehenbleiben! habe ich gebrüllt, habe meine 08 rausgerissen – aber mich sehen und wie der Blitz hier um die Ecke wegrennen, das war für diesen Kerl eins.« Der Sergeant zog die beiden ein paar Schritte weiter an die Stelle, wo der Flur in einem scharfen Knick in ein zweites Treppenhaus abbog.

»Sie sind natürlich hinter ihm her«, vermutete Bob.

Der Sergeant schüttelte empört den Kopf. »Bin ich nicht«, zischte er. »Hätte doch ein Trick sein können. Ich verfolge den Burschen, und ein Komplize bringt unterdessen in aller Gemütsruhe diesen Zeitungsfrützen um.« Er tippte bedeutungsvoll an seine Stirn. »Nicht mit mir. Bin doch kein Anfänger.«

Peter unterdrückte ein Grinsen. »Wie sah er denn aus, dieser Knabe mit der Klinke in der Hand?«

Die Antwort des Polizisten ließ ihn förmlich nach Luft schnappen. »Kann ich euch verraten«, entgegnete der Sergeant. Er sah wieder den Flur herunter, wo gerade die sommersprossige Krankenschwester auftauchte und eilig in einem Zimmer verschwand, an dessen Tür ein gelbes Licht blinkte. »Brille und Vollbart.«

Peter sperrte Mund und Augen auf. »Brille und Vollbart? Etwa ein schwarzer Vollbart?« keuchte er.

»So schwarz wie wahrscheinlich seine Seele«, bestätigte der Cop. »Kennst du ihn?«

Blitzschnell hatte Peter sich wieder gefangen. Dieser redselige Sergeant mußte schließlich nicht alles wissen. Es reichte vollkommen aus, wenn einer aus dem Nähkästchen plauderte.

»Könnte sein«, wich der Zweite Detektiv aus. »Andererseits, Typen mit Brille und schwarzem Vollbart gibt es bestimmt dutzendweise in Rocky Beach und Umgebung.«

Das Mitteilungsbedürfnis des Polizisten war noch nicht gestillt. »Mittelgroß, nicht gerade schlank«, fuhr er fort. »Aber verdammt schnell zu Fuß.«

»Was hatte er an?«

»Einen blauen Jeansanzug.«

»Und Sie haben den Kerl einfach so laufen lassen?« fragte Bob ungläubig.

Wieder schüttelte der Sergeant mißbilligend den Kopf. »Natürlich nicht.« Er zeigte auf das Funkgerät, das neben seinem Revolver im Futteral hing. »Ich habe die Kollegen alarmiert. Drei Minuten später waren zwei Streifenwagen da. Aber der Bursche war wie vom Erdboden verschluckt. Die Kollegen haben das ganze Haus abgesucht, einschließlich Keller und Dachstuhl. Nichts. Er ist sicher mit dem Fahrstuhl blitzartig nach unten gerauscht und hat sich unauffällig ins Gelände verdrückt.«

Die beiden Detektive bedankten sich bei dem Polizisten und steuerten auf das Treppenhaus zu. »Das ist ja ein Hammer«, stöhnte Bob, als die Glastür hinter ihnen zugefallen war. »Santoria, stimmt's?«

Peter nickte, während er bedächtig, die Hände in den Hosentaschen vergraben, die Treppe hinunterstieg. »Jedenfalls paßt die Beschreibung ganz genau auf ihn.«

»Dann hat euer famoser Boxtrainer also an ein und demselben Tag womöglich versucht, drei Menschen ins Jenseits zu befördern. Erstens dich und Kelly, und zweitens Don Jordan.«

»Nicht so voreilig«, wies Peter Bob zurecht. »Ich glaube immer noch nicht, daß der Mann in dem Chrysler Santoria war!«

»Aber vielleicht war es jemand, den er euch nachgeschickt hat«, beharrte Bob.

»Möglich«, gab der Zweite Detektiv zu. »Aber selbst wenn: Wir wissen weder, ob es Santoria war, der ihm den Blumenkübel auf den Kopf fallen ließ, noch wissen wir, was er von Don Jordan wollte.«

»Na ja«, brummte Bob und stieß die Tür ins Freie auf. Draußen empfingen sie Wärme, ein blauer Himmel mit einer heiter lachenden Sonne und eine sanfte, angenehme Brise vom Pazifik her. »Ich glaube kaum, daß er ihm bloß Genesungswünsche überbringen wollte. Und von Blumen hat dieser Sergeant mit seinem fotografischen Gedächtnis auch nichts gesagt. Ein Besucher, der es gut meint mit einem Kranken, braucht ja nicht abzuhauen, wenn ein Cop aufkreuzt.«

Peter verzog ärgerlich das Gesicht. »Weiß ich selbst«, brummte er und schwang sich hinter das Lenkrad seines MG. »Trotzdem paßt mir das alles viel zu schön zusammen.«

Bobs Theorie

Als Peter die Tür des Campingwagens aufriß, traute er seinen Augen nicht. Er blieb wie angewurzelt stehen, Bob prallte gegen seinen Rücken. »Das gibt's doch nicht«, sagte der Zweite Detektiv und wies in die Mitte ihres Hauptquartiers. Bob lugte ihm über die Schulter. Auch er rieb sich die Augen. An der Stelle, an der seit geraumer Zeit der gelbe Eimer mit Regenwasser seinen Stammplatz gehabt hatte, stand jetzt ein Schemel. Auf diesem wiederum balancierte ein nicht ganz schlanker Junge. Mit der einen Hand hielt er sich vorsichtshalber am Schrank fest, und in der anderen Hand hatte er eine Art Spachtel. Bob zwickte sich in den Arm, um festzustellen, ob er träumte. Der Junge, der die undichte Stelle im Dach des Campingwagens sanierte, hatte eine unheimliche Ähnlichkeit mit Justus Jonas, dem Superhirn.

»Steht nicht da herum wie die Ölgötzen«, schnarrte der Erste Detektiv und stieg ächzend von seinem Schemel herunter. »Löst mich lieber ab! Ich habe schon einen ganz lahmen Arm.«

Entkräftet ließ er die Rechte sinken und beförderte den Spachtel in den gelben Eimer, ehe er sich auf die Liege fallen ließ, die Hände im Nacken verschränkte und die beiden Freunde herausfordernd ansah. »Ihr kommt gerade rechtzeitig, um euch ebenfalls verdient zu machen.«

Peter warf einen kritischen Blick in den Eimer. Auf dem Boden schwamm eine dicklich-gräuliche Substanz. »Selbst ange-rührt?« erkundigte er sich mitfühlend.

Justus zog es vor, nicht gleich zu antworten. »Natürlich«, gab er dann würdevoll zurück. »Wer denn sonst?«

Peter stippte mit dem Finger hinein und fand die Masse ziemlich naß. »Und damit dchtest du das Dach ab?« Er pflanzte sich unter der lecken Stelle auf und betrachtete sie kritisch. In ihrer Mitte hatte die klebrige Masse schon die ersten Umrisse eines Tropfens gebildet. Noch höchstens eine halbe Minute,

schätzte Peter, dann würde er zu Boden fallen. Wahrscheinlich würde es ein anderes ›Plopp‹ geben als bei dem Regenwasser im Eimer, aber sonst blieb eigentlich alles beim Alten. Er unterdrückte einen Seufzer. An diesem Meisterwerk der Dachdeckerkunst Kritik zu üben, das würde unweigerlich einen neuen Krach bedeuten, womöglich schlimmer als der erste. Hilfesuchend sah er Bob an und zuckte die Achseln.

»Ich weiß, das Ganze taugt nichts«, tönte es in diesem Moment von der Liege. »Ich habe die Mischung nicht richtig hingekriegt. Deswegen bin ich ja froh, daß ihr jetzt da seid.«

Peter fuhr auf dem Absatz herum und starrte Justus fassungslos an. »Sag das noch mal«, stotterte er.

»Warum sollte ich?« gab das Superhirn cool zurück. »Du hast doch genau gehört, was ich gesagt habe.«

Bob strahlte übers ganze Gesicht. »Unser Chef meint, seine Begabungen lägen überwiegend woanders. Und wir wissen —«, er tippte Peter auf die Schulter, »— daß unser Chef praktisch immer recht hat.«

Justus setzte sein unverschämtestes Grinsen auf. Sein Mund reichte von einem Ohr zum anderen. »Haarscharf erfaßt. Aber wir machen ein Geschäft: Ich gebe zu, daß mir diese Spachtelmasse nicht ganz geglückt ist. Und ihr zeigt mir, wie es richtig gemacht wird. Okay?« Mit einem Schwung kam er wieder hoch. »Und was macht unser Fall? Habt ihr zufällig Irma Banister getroffen?«

»Das nicht. Aber interessant war es schon«, sagte Peter langsam. Er hatte noch etwas Mühe, der verwirrenden Entwicklung zu folgen. War das nicht schon das zweite Mal binnen kürzester Zeit, daß Justus Jonas einräumte, irgend etwas sei ihm nicht ganz gelungen? Er kniff die Augen zusammen und sah den Ersten Detektiv prüfend an. »Gesundheitlich alles in Ordnung?« fragte er vorsichtshalber.

»Alles bestens.« Justus verzog keine Miene. »Bin toll in Form. Morgen machen wir einen Ausflug. Natürlich nur, wenn

ihr einverstanden seid.« Peter staunte schon wieder. Normalerweise fragte ihr Anführer nicht lange, ob die beiden anderen damit einverstanden waren. Vielleicht brütete er doch etwas Gefährliches aus? »Aber der Reihe nach«, fuhr Justus fort. »Was gab es bei Don Jordan?«

»Erzähl du erst mal, was du bei Mrs. Lu Kwan erreicht hast«, verlangte Bob. Als Justus darauf bestand, erst den Bericht seiner Freunde zu hören, wurde gelost. Justus gewann, und Peter und Bob erzählten abwechselnd von ihrer Begegnung mit dem Reporter und dem geschwätzigen Cop.

Justus pfiß durch die Zähne, als Peter erwähnte, wie gut die Beschreibung des geflohenen Besuchers auf Santoria paßte. »Damit kann ich nicht konkurrieren«, sagte er knapp. »Mrs. Lu Kwan gibt zwar zu, daß Irma noch lebt. Aber das wußten wir ja bereits. Verraten, wo Irma ist, wollte sie nicht.«

»Und wohin geht morgen unser Ausflug?« wollte Bob wissen.

»Nach Santa Monica«, erwiderte Justus. »Zu der Versteigerung, bei der auch Irmas Objekte unter den Hammer kommen. Ich habe schon alles organisiert. Ihr dürft genau drei Mal raten, wer alles mitkommt.«

»Elizabeth?« fragte Bob hoffnungsvoll.

»Genau.«

»Kelly etwa auch?« Peters Rechte boxte in die Innenfläche der anderen Hand.

»Volltreffer«, sagte Justus etwas zweideutig. »Und Lys kommt auch mit.« Er grinste frech zu Bob hinüber, der unbestritten der Kunstsachverständige der drei war. »Schließlich brauchen wir unbedingt jemanden, der von solchen Dingen etwas versteht.« Der Erste Detektiv räumte den Schemel zur Seite, nahm den gelben Eimer und schüttete seinen Inhalt kurzerhand vor die Tür ihres Hauptquartiers. »Und dann fahren noch Onkel Titus und Tante Mathilda mit«, sagte er. »Wir werden eine richtige Reisegesellschaft. Onkel Titus hat sich

von einem Kollegen einen kleinen Bus geliehen. Da passen wir alle acht bequem hinein. Und wißt ihr was? Mein Instinkt sagt mir, daß es ziemlich spannend wird.«

Bob ließ sich auf der Liege nieder und stützte sein Kinn in die Hände. »Apropos spannend. Ich habe eine Theorie.«

»Oho«, wollte Justus spontan rufen, oder auch »Hört, hört!« Es gelang ihm gerade noch rechtzeitig, solche spöttischen Kommentare hinunterzuschlucken.

»Die Theorie hat einen großen Vorzug«, murmelte Bob philosophisch vor sich hin. »Wenn ich es richtig sehe, paßt alles wunderbar hinein.«

Die Tür ging auf, und das erste, was die drei ??? sahen, war ein Teller mit einer weißen Serviette obenauf. Hinter dem Teller erschien Tante Mathilda. Sie bückte sich, hob etwas hinter sich auf, balancierte dabei weiter den Teller in der linken Hand und brachte in der anderen eine dampfende Kanne zum Vorschein. »Immer nur Detektivspielen, das ist doch nichts«, verkündete sie. »Es muß ja auch noch etwas anderes geben. Und vor allem braucht der Magen seinen Teil.« Sie setzte die Kanne auf dem Tisch ab und zog die Serviette vom Teller. Vor den drei ??? standen sechs sattrot leuchtende Stücke Kirschkuchen. »Schließlich wollt ihr ja alle noch richtig groß und stark werden.« Sie schenkte jedem ein mütterliches Lächeln, zauberte noch eine Schale mit Sahne hervor, und schon schwebte sie wieder hinaus.

Justus schluckte. Auf dieses Festmahl war er mindestens so scharf wie auf Bobs Theorie. Im Handumdrehen hatte er die Tortenstücke auf drei Teller verteilt, während Peter die Teetasen aus dem Schrank holte. »Jetzt aber raus mit der Sprache«, forderte der Zweite Detektiv Bob auf.

Bob nahm seine Gabel und stach zerstreut in den Kirschkuchen. »Es ist eigentlich ganz einfach«, sagte er etwas verlegen. »Irma Bannister war in Geldschwierigkeiten. Irgendwann wurden diese Sorgen so stark, daß sie auf die Idee kam, ihren

eigenen Tod zu inszenieren.«

»Das hatten wir schon«, nörgelte Peter. Es hörte sich unfreundlicher an als beabsichtigt.

»Der Zweck des Manövers war nicht nur Flucht vor ihren Gläubigern. Außerdem wollte sie ihren wunderbaren Neffen in den Besitz einer Lebensversicherung kommen lassen«, fuhr Bob ungerührt fort. Er war so versunken, daß er Peter gar nicht gehört hatte. »Natürlich hatten sie sich vorher darüber verständigt, wer welchen Anteil bekommen sollte. Leider wissen wir nicht, wie hoch das Schweigegeld für Santoria ausfiel.«

»Vielleicht war es sehr hoch«, warf Peter ein. »Vielleicht war es mehr als die Hälfte. Wäre dem Kerl ohne weiteres zuzutrauen.«

»Es könnte noch schlimmer gewesen sein.« Bob zerlegte eine Kirsche in zwei Hälften und verstümmelte sie zu so kleinen Stücken, daß sie am Ende aussahen wie Kirschmus. »Es könnte so gewesen sein, daß Irma Bannister und ihr Neffe sich zerstritten. Oder daß Mr. Santoria sich einfach geweigert hat, seiner Tante ihren Anteil herauszugeben. Die Lebensversicherung hat ja das Geld auf sein Konto überwiesen, so daß nur er Zugriff darauf hatte. Als er sich aber querlegte und ihr das Geld nicht geben wollte, das ihr zustand –«

»– konnte sie nicht gut zur Polizei gehen und sagen: Helft mir, mein Neffe gibt mir mein Geld nicht heraus«, spann Peter den Faden weiter. »Denn erstens war sie ja amtlich tot, und zweitens stammte das Geld aus einem richtig schönen Versicherungsbetrug.«

Bob nickte versonnen. »Genau so ist es. Und weil es so war, blieb Irma Bannister nichts anderes übrig, als über einen Mittelsmann alle verbliebenen Objekte zu verscherbeln. Auch solche, die sie normalerweise nie zum Kauf angeboten hätte. Vielleicht, weil sie wußte, daß etwas mit ihnen nicht stimmte.«

»Zum Beispiel den Spiegel aus Dallas, Texas«, sagte Peter.

»Eine Fälschung, wie wir wissen. Eine gute Fälschung, aber

eine Fälschung.«

»So ist es. Leicht ist ihr das alles nicht gefallen«, machte Bob weiter. »Denken wir an Onkel Titus, der ja immer die Hände für Irma ins Feuer legen wollte. Aber sie sah einfach keinen Ausweg mehr.« Er machte eine Pause. »Und dann taucht Don Jordan auf. Wie sagte mein Vater? Eine Kreuzung aus Schlitzohr und Windhund. Der hat in der Zeitung über Irmas Tod im Pazifik berichtet. Aus irgendeinem Grund, den wir nicht kennen, ist er mißtrauisch geworden. Er hat angefangen, Nachforschungen anzustellen. Und weil er kein schlechter Journalist ist, hat er herausgefunden, daß alles eine Täuschung war.«

Justus hatte bis dahin teils aufmerksam, teils widerwillig zugehört. Aber er hatte geschwiegen. Theorien über ihre Fälle aufzustellen, dafür war bekanntlich das Superhirn zuständig. Natürlich wußte er längst, worauf Bob hinaus wollte. »Und dann hat Don Jordan zu allem Überfluß Irma Bannister erpreßt«, fiel Justus schließlich ein. »Er hat ihr gedroht, sie und ihren Neffen auffliegen zu lassen, wenn er nicht auch noch etwas von dem Kuchen abbekäme.« Geschickt balancierte er ein zweites Stück Kirschtorte auf seinen Teller. »Deswegen hat er so komisch reagiert, als wir bei ihm waren. Deswegen hat er euch beide aus seinem Krankenzimmer geworfen. Soweit paßt das ja alles zusammen. Aber einen Schwachpunkt hat deine Theorie doch: Er hätte nicht nur herausfinden müssen, daß Irma gar nicht tot war. Er hätte auch noch an sie herankommen müssen. Sonst könnte er sie nicht erpressen.«

Bob drehte die Innenfläche seiner Hände nach außen. »Ich weiß«, gab er zu. »Beweisen kann ich das nicht. Und natürlich mußte er auch eine schöne Portion Glück haben. Aber schließlich ist er ein gerissener Reporter. Mein Vater sagt, Don Jordan arbeitet seit über zwanzig Jahren in der Gegend südlich von Los Angeles und kennt da jeden Sandhügel. Und im übrigen sollten wir nicht vergessen, was der Cop berichtet hat: Als Mr. Jordan ohne Bewußtsein war, hat er dauernd etwas von Erpres-

sung gemurmelt. Könnte doch sehr gut so eine Art unfreiwilliges Geständnis gewesen sein.«

Peter klatschte eine Ladung Sahne auf seine Kirschtorte und schob den Kuchen der Einfachheit halber komplett in den Mund. Unglücklicherweise rutschte dabei die Hälfte der Sahne herunter und verzierte Sekundenbruchteile später seine frischgewaschene Jeans. Mit einem Fluch wollte er aufspringen.

»Bleib sitzen!« Justus stieß ihn zurück. Sorgfältig trug er mit seiner Gabel die Sahne von Peters Hose ab. Zum Schein sah er sich suchend um, wo er sie loswerden konnte, um die weiße Creme dann blitzschnell zwischen seinen Zähnen verschwinden zu lassen.

»Du kannst doch nie genug kriegen.« Bob hatte kopfschüttelnd zugesehen. »Laß uns weitermachen. Am tiefsten von allen drei Beteiligten sitzt natürlich Santoria im Sumpf. Vielleicht stammt sogar die ganze Idee mit dem vorgespielten Ertrinken seiner Tante von ihm. Womöglich hatte er sogar von vornherein vor, sie hereinzulegen und sie nicht korrekt auszuwahlen, weil er ja wußte, daß sie sich nicht wehren konnte.«

Peter nickte. »Wäre möglich.«

»Und in dieser Situation tauchen plötzlich Peter und Kelly auf«, fuhr Bob fort. »Sie stellen Fragen nach Irma Bannister: Alarmstufe I für Mr. Santoria!«

»Der ein paar Stunden vorher Don Jordan, um den lästigen Erpresser auszuschalten, einen Blumenkübel auf den Kopf fallen ließ. Entweder er selbst, oder er hat jemanden geschickt. Und jetzt verliert er die letzten Hemmungen. Er jagt auch hinter euch jemanden her, wenn er es nicht sogar selbst war.«

Peter schluckte. »Und nachdem wir ihm in letzter Sekunde ein Schnippchen geschlagen haben, geht er ins Krankenhaus und versucht, Don Jordan endgültig aus dem Verkehr zu ziehen.« Er sah zu den beiden Freunden. »Ein bißchen viel, findet ihr nicht?«

Bob zuckte die Schultern. »Wäre nicht der erste, der durch-

dreht, wenn er glaubt, er stünde mit dem Rücken zur Wand. Fest steht, daß Irma nicht vor ihm sicher ist. Wenn die Theorie stimmt, dann geht Mrs. Bannister ihrem Neffen wegen des Geldes bestimmt schon seit Monaten auf die Nerven. Sie muß ja von etwas leben. Sie hält sich irgendwo versteckt, eine Arbeit kann sie nicht annehmen, schließlich ist sie tot, und außerdem brauchte sie gefälschte Papiere. Also bleibt ihr nichts anderes übrig, als immer wieder bei ihrem Neffen vorstellig zu werden und ihn anzuflehen, sich an die alte Vereinbarung zu halten. Und dabei lebt sie in ständiger Angst, daß sie entdeckt wird. Oder daß jemand ihre zweifelhaften Kunstgegenstände, die sie in den letzten Wochen auf den Markt hat kommen lassen, genauer unter die Lupe nimmt.« Er wandte sich zu Justus, der wieder stumm dasaß und lauschte. »Wenn dein Onkel sie richtig schildert, dann ist das alles nicht ihre Welt. Mit so etwas kommt sie nicht zurecht.«

Justus zupfte an der Lippe, wie gewöhnlich, wenn er scharf überlegte. Er mußte zugeben, daß das alles ziemlich schlüssig klang. Fieberhaft suchte sein Superhirn nach einer Schwachstelle in Bobs Theorie, aber er fand keine mehr. Bis jetzt jedenfalls, dachte er.

Er stand auf und reckte sich zur Decke. Dabei vermied er es, die Stelle zu berühren, die er vergeblich versucht hatte zu reparieren. Eigentlich sah sie jetzt wieder fast genau so aus wie am Vormittag, nur schmutziger. Sein Blick fiel auf den Boden. Dort hatte sich unbemerkt eine kleine Pfütze jener Substanz angesammelt, die er zur Abdichtung des Lecks im Dach angerührt hatte. Aber das gehörte jetzt nicht hierher.

»Noch eine kleine Mitteilung, die euch allerdings nicht überraschen wird«, sagte er. »Ich habe mich um diesen Fred Mulligan gekümmert, aus der Ox Road in Ventura, auf den das Fahrzeug mit dem Kennzeichen HAT 142 XL zugelassen ist. Ich habe ihn angerufen, und er hat Stein und Bein geschworen, daß er einen Japaner fährt. Und daß der nicht blau ist, sondern

metallic-grün.« Justus seufzte. »Wie nicht anders zu erwarten:
Euer Verfolger hatte ein gefälschtes Nummernschild.«

Zweitausend zum ersten

Die Versteigerung fand in einem Industrieviertel von Santa Monica statt, in einem kahlen Flachbau. Die Nüchternheit der grauen Fassade stand in krassem Gegensatz zu den farbenfrohen Kunstobjekten, die Justus im Inneren erwartete. Sein Onkel war den ganzen Vormittag ziemlich nervös gewesen, und so lenkte er den VW-Bus schon eine halbe Stunde vor Beginn der Auktion auf den Parkplatz neben der kleinen Halle. Justus war die Aufregung seines Onkels nicht entgangen. Untrügliches Zeichen dafür war das leise Zittern der aufragenden Enden seines Schnurrbarts.

Der erste Bekannte, der Justus über den Weg lief, war Mr. Dimitrios. Allerdings hatte der Bankdirektor weder Augen noch Ohren für seine Umgebung, als er unmittelbar vor ihnen den öden Vorraum der Halle betrat. Er unterhielt sich angeregt mit einem Herrn an seiner Seite. Im Vorraum mochten sich etwa zwei Dutzend Menschen versammelt haben, die in Grüppchen beieinander standen oder geschäftig hin und her eilten, um sich in der verbleibenden Zeit einen Eindruck von den angebotenen Kunstgegenständen zu verschaffen.

Justus spürte Peters Mund ganz dicht an seinem Ohr. »Dürfte Mr. Winston sein, der Galeriebesitzer«, raunte der Zweite Detektiv. »Als Kelly und ich rausgingen, hat ihm die Dame am Eingang etwas im Katalog gezeigt. Wahrscheinlich den Eintrag mit dem texanischen Spiegel. Er schien ziemlich interessiert.«

»Ah, da ist ja auch Mr. Winston«, sagte in diesem Augenblick Onkel Titus so laut, daß Justus schon glaubte, der Galerist müsse es gehört haben. Aber der Mann mit dem auffallend schmalen Gesicht und den schulterlangen schwarzen Haaren strebte unbeirrt durch den Vorraum der Halle zu. Dicht gefolgt von Mr. Dimitrios, der sich unentwegt mit der rechten Hand ins linke Ohr läppchen zwickte. Zwischendurch setzte er ein paar Mal seine Brille auf und ab.

Justus ließ die anderen im Vorraum stehen und ging den beiden Männern nach. Von der Tür aus verfolgte er, wie Mr. Winston den Bankdirektor zu einem Stehpult am gegenüberliegenden Ende des Raums geleitete und Mr. Dimitrios sich sogleich dort zu schaffen machte. Justus ließ einen flüchtigen Blick über die verschiedenartigen Objekte huschen. Dutzende von Gemälden, Stichen, Plastiken, Porzellanfiguren und antiken Möbeln hingen an den Wänden, lagen auf Tischen oder standen am Boden. Nur ein paar Schritte neben dem Eingang entdeckte Justus den Spiegel aus Dallas. Er fuhr zusammen: Den Mann, der sich jetzt über den kitschigen Rahmen beugte, kannte er doch! Natürlich, das war kein anderer als der zornige Mr. Jefferson. Der Erste Detektiv nahm sich vor, darauf achtzugeben, daß Jefferson und Onkel Titus sich nicht in die Quere kamen. Sein Bedarf an dramatischen Unterhaltungen zwischen diesen beiden, über Betrug und Opfer, über venezianische und andere Spiegel, war mehr als gedeckt.

»Mr. Dimitrios versteigert selbst«, teilte Justus den anderen mit, die sich immer noch im Vorraum die Füße vertraten.

Onkel Titus meinte, das habe er nicht anders erwartet, er selbst habe Mr. Dimitrios schon öfter bei solchen Gelegenheiten erlebt. Bob war neben Justus getreten. »Schau mal, wer da kommt«, sagte er, ohne den Kopf zu bewegen. Justus sah sich suchend um. Sein Blick fiel nach draußen und blieb an Mrs. Lu Kwan hängen, die sich der Halle näherte. Mit etwas unsicheren Schritten, wie Justus schien. Er brauchte einen Augenblick, um zu erkennen, daß das Mädchen neben ihr Olivia war. In ihrer hellblauen Jeans und einem lässigen dunkelblauen Pullover hatte sie überhaupt keine Ähnlichkeit mehr mit dem geheimnisvollen Mädchen in der phantastischen Wohnhöhle. Justus mochte den beiden jetzt nicht begegnen. Wie auf Kommando tauchten er und Bob nach unten weg, als Mrs. Lu Kwan und ihre Tochter an der Gruppe vorübergingen und gleich in der Halle verschwanden. Von Lys und Elizabeth, die ihre Verren-

kung beobachtet hatten, ernteten sie dafür einen verwunderten Blick. Bob stieß dem Anführer der drei ??? in die Seite. »Ist ja alles versammelt, was Rang und Namen hat«, grinste er. »Nur schade, daß uns nicht auch Mr. Don Jordan die Ehre seines Erscheinens geben kann.«

»Zwei fehlen noch«, gab Justus mit unbewegter Miene zurück. Er tippte Kelly auf die Schulter. »Oder hast du Mr. Santoria schon irgendwo gesehen?«

Sie sah ihn überrascht an. »Glaubst du, der traut sich hierher?«

Peter hatte die kurze Unterhaltung gehört und schüttelte entschieden den Kopf. »Wäre ganz schön dumm von ihm«, stellte er fest. »Er muß doch befürchten, daß Kelly und ich hier sind und ihm die Hölle heiß machen, sobald er aufkreuzt.«

Tante Mathilda wollte wissen, wer dieser Mr. Santoria war und warum ihm die Hölle heiß gemacht werden sollte. Justus tröstete sie auf später, hakte Lys unter und zog sie von den anderen weg in die Halle. Bevor es richtig losging, wollte er sich unbedingt von seiner Freundin die schönsten Bilder erklären lassen. Und zwar ganz allein, unter vier Augen. Zunächst wurde daraus allerdings nichts, denn die anderen sechs troteten ihnen im Gänsemarsch nach. Sie wurden sie erst los, als Bob ahnungslos vorschlug, Plätze zu belegen. Das Innere der Halle war locker bestuhlt. Bob schätzte, daß für rund dreihundert Personen Sitzplätze geschaffen worden waren. Mr. Winston, dachte er, muß ein optimistischer Mann sein. Bis zum offiziellen Beginn der Versteigerung waren es nur noch zehn Minuten, und großzügig gerechnet hatten sich bis zu diesem Moment allerhöchstens hundert Kunstliebhaber eingefunden.

Eine Viertelstunde später war die Halle gerammelt voll. Aus einem Nebenraum schleppten Angestellte von Mr. Winston noch ein paar Stühle heran. Aber auch damit war man dem plötzlichen Andrang nicht gewachsen. Mr. Dimitrios klemmte sich hinter das Mikrophon auf seinem Stehpult, bat um Ent-

schuldigung, weil die Veranstalter ein so großes Interesse nicht vorausgesehen hätten, und forderte insbesondere die Herren auf, der Auktion im Stehen zu folgen. Tante Mathilda tätschelte ihrem Mann dankbar das Knie, weil sie so früh angekommen waren und noch ohne Probleme Stühle in der vierten Reihe bekommen hatten. Justus und Lys kamen von ihrem Ausflug in die Welt der Kunst zurück und gesellten sich wieder zu den anderen. Der Erste Detektiv sah zur Eingangstür. Sie war verstopft von Menschen. Ab und zu öffnete sich die Traube und ließ einen einzelnen Besucher oder ein Pärchen durch.

Die Auktion begann mit Objekten, die mit Irma Bannister nichts zu tun hatten. Jedenfalls behauptete Onkel Titus, Irmas Geschmack so gut zu kennen, daß er genau herausfinden konnte, wann Gegenstände aus ihrem Besitz aufgerufen wurden. Mr. Dimitrios machte seine Sache prima, fand Justus. Er war witzig, geistesgegenwärtig und geschäftstüchtig. Bevor er einem Bieter den Zuschlag gab, flocht er einen kleinen aufmunternden Scherz ein. So gab er anderen Interessenten noch eine Gelegenheit, das letzte Angebot zu übertrumpfen.

»Zweitausendfünfhundert Dollar zum ersten, zum zweiten und zum –«, rief Mr. Dimitrios seinen Zuhörern gerade zu. Es ging um ein Bild, auf dem der Maler seine Herzallerliebste in den glühendsten Farben verewigt hatte. »Meine Herren!« dröhnte Mr. Dimitrios in den Saal und wedelte dabei mit der Brille, »wenn Sie dieses Meisterwerk erstehen, dann werden Sie nie vergessen, wie schön Liebe sein kann. Und sollten Sie es doch einmal vergessen, wird Ihre Frau Sie daran erinnern.«

Die Zuhörer lachten, und prompt rief ein Mann aus der dritten Reihe: »Zweitausendsechshundert!«

Justus saß neben seinem Onkel und merkte, daß der nicht mitlachte. Stocksteif saß er da, die Hände zwischen seine Knie gepreßt. Seine Backenmuskeln waren unaufhörlich in Bewegung. Justus folgte seinem starren Blick zu einer Dame, die zwei Reihen vor ihnen saß. Sein fabelhaftes Gedächtnis sagte

dem Ersten Detektiv, daß sie erst wenige Sekunden vor Beginn der Versteigerung in die Halle gekommen war und genau in dem Augenblick Platz genommen hatte, als Mr. Winston namens seiner Galerie die zahlreich erschienenen Interessenten begrüßt hatte. Die Dame hatte einen bemerkenswert breiten Rücken, brünette Haare, eine markante Nase und trug eine große Sonnenbrille. Sie lachte ebenfalls nicht mit. Justus reckte sich ein wenig und sah, daß sie den Griff ihrer Handtasche umklammerte. Sie saß genauso steif da wie Onkel Titus, der unverwandt zu ihr hinüberstarrte.

Justus begann, an seiner Lippe zu zupfen. Verstohlen ließ er seinen Blick nach hinten wandern. Dort rutschte Mr. Jefferson schon seit Beginn der Versteigerung unruhig auf seinem Stuhl hin und her und raupte sich die Haare. Er machte den Eindruck größter innerer Erregung. Erst jetzt sah Justus das Paket in braunem Packpapier, das neben Mr. Jeffersons Stuhl lehnte.

Dann ging alles rasend schnell. Zwei Angestellte der Galerie Winston trugen den Spiegel herbei und setzten ihn auf einen Ständer, so daß die Besucher ihn gebührend begutachten konnten. »Aus dem Nachlaß einer berühmten Sammlerin, Mrs. Irma Bannister«, rief Mr. Dimitrios in den Saal und setzte seine Brille auf. »Nummer viertausenddreihundertzwölf, ein Spiegel aus dem Jahre 1882, handgefertigt in Dallas, Texas. Wir beginnen mit achthundertfünfzig Dollar. Wer bietet mehr?«

»Neunhundert!« rief ein Mann mitten aus dem Publikum. An seinem kleinen Finger glitzerte ein dicker Siegelring. Er hatte schon mehr als ein Dutzend Objekte ersteigert und schien immer noch Geld genug zu haben. »Tausend!« brüllte jemand von ganz hinten.

»Tausend«, erwiderte Mr. Dimitrios, seine Brille in der linken Hand und den Hammer, mit dem er so formvollendet zuzuschlagen wußte, in der rechten. »Geboten sind eintausend Dollar. Zum ersten –«

»Zwölfhundert«, tönte es aus der ersten Reihe. Justus reckte

den Kopf, konnte aber nicht erkennen, wer da gerufen hatte.

»Zwölfhundert«, kam das Echo vom Bankdirektor. »Ein wirklich schönes Stück. Sehr schöne Handarbeit, und absolut einmalig. Zwölfhundert zum ersten –«

»Vierzehnhundert«, rief der mit dem Siegelring. Justus hörte seinen Onkel ächzen. Er warf einen Blick zu Mr. Jefferson. Er saß wieder ganz vorn auf der Kante seines Stuhls, wie im Eßzimmer von Onkel Titus und Tante Mathilda.

»Vierzehnhundert zum ersten«, begann Mr. Dimitrios von vorn. Justus meinte, kleine Schweißperlen auf seiner Stirn zu sehen. »Vierzehnhundert zum zweiten, zum – Meine Damen und Herren, ich garantiere Ihnen, wenn Sie morgens in diesen einzigartigen Spiegel sehen, dann vergeben Sie sich alle Sünden, die Sie am Tag davor begangen haben!« Etliche Besucher brachen wieder in Gelächter aus.

»Sechzehnhundert!« Justus' Kopf flog herum. Das war die Dame mit den brünetten Haaren. Ihre linke Hand hatte den Griff der Handtasche losgelassen und stand in der Luft, zögernd, als überlegte sie, ob sie ihren Ruf wieder zurückholen sollte.

»Sie ist es!« zischte Onkel Titus.

»Irma?« fragte Justus, aber er kannte die Antwort schon.

»Irma?« fragte Tante Mathilda von der anderen Seite ungläubig. Ihr Mann nickte bloß, und Justus sah den empörten Ausdruck auf dem Gesicht seiner Tante.

»Zweitausend Dollar!« brüllte der Mann mit dem Siegelring. Jetzt geht er aufs Ganze, dachte Justus.

»Zweitausend sind geboten«, entgegnete Mr. Dimitrios. Er klang beeindruckt. »Zweitausend sind das letzte Angebot.

Zweitausend zum ersten, zweitausend zum zweiten –«

Ende im Tumult

»Zweitausendzweihundert!« schrie es auf einmal neben Justus. Onkel Titus, der eben noch kerzengerade auf seinem Stuhl gesessen hatte, knickte zusammen wie ein Taschenmesser. Aus den Augenwinkeln sah Justus, wie Tante Mathilda ihren Ellenbogen zurückzog, den sie ihrem Gatten gerade in die Seite gerammt hatte.

»Bist du verrückt geworden?« fauchte sie.

Onkel Titus kam nicht mehr dazu zu antworten, denn Mr. Jefferson sprang auf und lief mit ein paar Sätzen nach vorn. Unter dem Arm trug er das Paket im braunen Packpapier. Seine Augen rollten, und die Haare schienen ihm regelrecht zu Berge zu stehen, als er sich an das Publikum wandte.

»Meine Damen und Herren«, rief er mit sich überschlagender Stimme, »was Sie hier erleben, ist ein Betrug!«

Einige sprangen von ihren Sitzen auf, und Justus blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls aufzustehen. So konnte er Mr. Jefferson beobachten, der in rasender Eile das braune Packpapier herunterriß, den texanischen Spiegel aus dem Jahre 1882 beiseite schob und seinen eigenen danebenstellte. Zweifellos glichen aus dieser Entfernung die beiden Objekte einander wie ein Ei dem anderen. »Einzigartig, nicht wahr?« keifte Jefferson. »So einzigartig wie –« Er rang nach Luft, aber vor lauter Empörung schien ihm kein passender Vergleich einzufallen.

In der Halle brandeten Zwischenrufe auf. Justus kletterte auf seinen Stuhl und sah Mr. Dimitrios erbleichen. Hilflos schwenkte der Bankdirektor Brille und Hämmerchen. »Ruhe!« rief er. »Ich muß doch um Ruhe bitten! Das ist alles nur ein Mißverständnis!« Aber das immer lauter werdende Stimmengewirr der Auktionsbesucher übertönte ihn.

Neben Justus tauchte Peters Haarschopf auf. Mit ausgestrecktem Arm wies er zum Halleneingang. »Santoria!« zischte er Justus zu. »Schau mal, was der jetzt macht!« Auch ohne diese

Aufforderung hätte Justus den Mann nicht aus den Augen gelassen.

Santoria bahnte sich durch ein Knäuel von Menschen, die in der ersten Reihe aufgesprungen waren, einen Weg. Justus biß sich auf die Lippen, daß es weh tat. Santoria steuerte direkt auf Irma Bannister zu. Als er sie erreichte, schien sie sich aus einer Erstarrung zu lösen. Langsam erhob sie sich, wechselte einige Worte mit ihrem Neffen und hob hilflos die Hände. Mit angehaltenem Atem verfolgten Justus und Peter die Szene zwischen den beiden. Von dem Tumult, der sich um sie herum immer heftiger entwickelte, bekamen sie kaum etwas mit. Santoria schüttelte den Kopf. Mit dem Daumen zeigte er über seine Schulter nach hinten, in die Nähe des Eingangs. Dort hatte Mr. Winston, wie ein Teil seiner Besucher, die ganze Auktion im Stehen verfolgt.

Peter benötigte ein paar Augenblicke, um den Galeristen inmitten der hin und her wogenden Menschenmenge zu erspähen. Und dann wäre er beinahe vor Verblüffung von seinem Stuhl gefallen. Der dicke Mann, der neben Winston stand und auf den der Galerist einredete, war zweifellos jener Fleischberg, der in Santorias Boxzentrum den unbeteiligten Empfangschef gespielt hatte. Winston drehte Peter sein Gesicht zu. Es waren nur wenige Meter, die sie trennten, und der eiskalte Ausdruck auf Winstons Gesicht fuhr Peter durch Mark und Bein. Er sah sich nach Kelly um und fand sie gleich neben seinem Stuhl, auf den Zehenspitzen stehend. »Das mußt du dir ansehen«, rief er und zog sie zu sich herauf. Und während er das sagte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Winston nickte in die Richtung, in der Irma und ihr Neffe standen. Wie auf Befehl marschierte der Fleischberg los, vorüber an Mr. Jefferson, der wild gestikulierend auf einen Kunstliebhaber einredete und ihm zweifellos klarmachte, daß er das arglose Opfer eines unglaublichen Betrugs geworden war. Hinter seinem Stehpult war Mr. Dimitrios in Deckung gegang-

gen. Justus sah, wie der Fleischberg auf Irma Bannister und Santoria zuruderte. Er sah, wie die Frau entsetzt zurückwich, als sie den Mann kommen sah.

Mrs. Bannister stieß Santoria heftig gegen die Schulter. Er fuhr auf dem Absatz herum und sah dem Mann direkt ins Gesicht. Im nächsten Augenblick nahm er die Fäuste hoch und schlug zu. Es war eine schulmäßige Gerade an die Kinnschuppe des Fleischbergs. Aber der schüttelte sich nicht einmal. Nur für einen Wimpernschlag hielt er inne, dann holte er aus und landete einen Haken in Santorias Magengrube. Der Trainer sackte im Zeitlupentempo zusammen. Die Leute um ihn herum, eben noch in heftige Wortgefechte über den venezianischen und den texanischen Spiegel verstrickt, fuhren mit einem erneuten Aufschrei zur Seite.

Irma Bannister schwang ihre Handtasche hoch über dem Kopf und ließ sie in der nächsten Sekunde mit voller Wucht auf den massigen Schädel des Fleischbergs sausen. Der holte wiederum aus, und Justus mußte an einen Roboter denken, so mechanisch wirkten seine Bewegungen. Aber bevor die Faust richtig auf dem Weg war, schlugen ihm ein paar beherzte Kunstliebhaber den Arm weg. Zwei andere stürzten sich von hinten auf den Mann. Der strauchelte, verlor das Gleichgewicht und plumpste zu Boden. Das war das Signal für weitere Anwesende, sich auf ihn zu stürzen.

Im nächsten Moment ertönte ein greller Pfiff, dem weitere folgten. In der Tür tauchten die schwarzen Hemden und Mützen von Cops auf, und Justus hörte, wie Mr. Jefferson begeistert schrie, jetzt sei die Polizei da. »Ich habe sie herbestellt!« brüllte er, »ich Sorge dafür, daß sie alle hinter Gitter kommen.«

Zwei Stunden später machten sie Halt an einem Motel in den Bergen, auf derselben Strecke, auf der der blaue Chrysler des Fleischbergs Peter und Kelly um ein Haar in die Tiefe gestoßen hätte. Tante Mathilda war immer noch ein wenig blaß um die

Nase, so hatten ihr der Tumult und die Festnahme von Irma Bannister, Raul Santoria, Mr. Winston und seinem beleibten Handlanger zugesetzt. Aber auch die drei ???, ihre Freundinnen Lys, Kelly und Elizabeth waren ziemlich wortkarg, als sie sich auf der Terrasse des Gasthauses versammelten. Am besten schien es Onkel Titus zu gehen, der sogleich verkündete, zur Feier des Tages lade er alle ein. »Schließlich«, sagte er, »hat jetzt auch dieser schreckliche Mr. Jefferson eingesehen, daß ich so unschuldig bin wie – wie – wie eine Kirchenmaus an einer schlechten Predigt.« Befriedigt lehnte er sich in seinem Sessel zurück, ließ den Blick über die wundervolle Aussicht schweifen, die bis hinunter zum Pazifik reichte, und zog seinen Tabaksbeutel hervor. Umständlich begann er seine Pfeife zu stopfen. Ein Kellner kam und nahm die Bestellungen entgegen. Justus spürte einen mörderischen Hunger und entschied sich für zwei Riesen-Hamburger.

»So ganz kapiert hab' ich die ganze Geschichte noch nicht«, gestand Tante Mathilda. »Wer hat da was mit wem angestellt, und warum?«

Justus und Peter ließen Bob den Vortritt. »Unser Spezialist für Archiv und Recherchen wird dir alles haarklein erzählen«, versprach Justus. »Der hat nämlich schon gestern eine Theorie über den ganzen Fall aufgestellt. Und die war auch verdammt gut.«

»Bis auf einige Kleinigkeiten«, fiel Peter ein. »Der Oberschurke war zum Beispiel nicht Santoria, sondern Winston – wie wir wissen. Ihr Gebrüll war nicht zu überhören, bevor die Polizei sie wegbrachte.«

»Also, soll ich nun oder willst du?« fragte Bob.

»Natürlich du.«

»Eigentlich ist die Sache ganz einfach«, begann Bob. »Mr. Winston als Galerist war ja bestens bekannt mit Irma. Und als sie ihren Tod durch Ertrinken inszenierte, um ihren Gläubigern zu entwischen und zusammen mit ihrem Neffen eine saftige

Lebensversicherung zu kassieren, da gab es zwei Leute, die binnen kurzer Zeit hinter diesen Betrug kamen. Und weil Irma Geld brauchte, viel mehr als vorgesehen, hat sie alles auf den Markt werfen lassen, was nicht niet- und nagelfest war – einschließlich eines texanischen Spiegels, der leider die Fälschung eines echten venezianischen war.«

»Der eine böse Bube war dieser clevere Reporter, Dan Morgan«, sagte Onkel Titus eifrig und blies einen mächtigen Kringel in den blauen Himmel.

»Don Jordan«, verbesserte Kelly.

»Und der andere war Mr. Winston«, fuhr Bob fort. »Zunächst wußten beide nichts voneinander. Aber dann bekam Winston Wind davon, daß Irma noch von einem anderen erpreßt wurde. Und mit dem mochte er nicht teilen.« Auf dem Parkplatz hörten sie zwei Autotüren schlagen. »Und dann hat Winston vorgestern seinen Fleischberg in Marsch gesetzt, um Don Jordan mit Hilfe eines Blumentopfs aus dem Weg zu räumen. Oder um ihm einen Denkkzettel zu verpassen.«

»Und als Kelly und ich in seiner Galerie aufkreuzten und nach demselben Spiegel fragten, für den sich schon Onkel Titus und Justus interessiert hatten, da hat er die Nerven verloren«, sagte Peter. »Er muß meilenweit hinter uns hergefahren sein, ohne daß wir etwas davon bemerkt haben. Und dann, als wir bei Santoria gewesen waren, hat er dessen Empfangschef befohlen, uns aus dem Verkehr zu ziehen. Denn wie wir jetzt wissen, hörte der Fleischberg auf Winstons Kommando, nicht auf das von Raul Santoria.

»Ach so ist das«, stöhnte Tante Mathilda. »Aber dann muß dieser Winston doch vollkommen den Verstand verloren haben.«

»Kann man wohl sagen«, pflichtete Justus ihr bei. Aber während er noch darüber nachdachte, wie das wohl sein könnte, wenn man vollkommen den Verstand verloren hat, tauchten zwischen den Oleanderbüschen am Rande des Fußwegs zum

Parkplatz zwei bekannte Gesichter auf.

»Hallo«, sagte Mrs. Lu Kwan. »Ich bin euch nachgefahren. Ich hätte gern noch mit euch gesprochen.«

»Ich auch«, fügte Olivia hinzu. »Ich glaube, wir haben uns eine ganze Menge zu erzählen.«

Justus schüttelte verblüfft den Kopf. Andauernd fuhr irgend jemand hinter ihnen her, und sie bemerkten es nicht. Er nahm sich fest vor, den Freunden demnächst einen kleinen Vortrag zu halten, über die Notwendigkeit, bei der Detektivarbeit volle Aufmerksamkeit an den Tag zu legen. Beim Thema Vornehmen fiel ihm das lecke Dach ihres Hauptquartiers ein und daß es dringend repariert werden mußte. Er beugte sich zu Onkel Titus hinüber. »Wie wär's?« raunte er ihm ins Ohr. »Als Honorar für die drei ??? könntest du den Campingwagen flicken, oder? Da regnet es nämlich durch.«

Wieder blies Mr. Titus Jonas eine mächtige Rauchwolke in die Luft. »Wenn es sonst nichts ist«, erwiderte er leise. »Bis morgen abend ist euer Dach wieder wie neu.«